Weſſofontani proba sum poſſeſſio claustri
Heus! Domino me redde meo: ſic jura reposcunt.
I. E. Belling. Cath. Sc. A.V.

<36602383020018

<36602383020018

Bayer. Staatsbibliothek

Polit

Loen

Pk. g. 547.

Des Herrn von Loen Entwurf einer Staats-Kunst,

Worinn die natürlichste Mittel entdecket werden, ein Land mächtig, reich, und glücklich zu machen.

Dritte Auflage.

a. Reinhardt. sc.

Frankfurt und Leipzig,
bey Johann Friedrich Fleischer.
1751.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Da man meinen Entwurf einer Staats-Kunst wieder aufzulegen gesonnen ist, hat man mich ersuchet meinen Namen darzu herzugeben. Ich kan solches wohl leiden, ob ich gleich mich eben so wohl befinde, verborgen zu bleiben. Ich schreibe als ein Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft. Solte man

aus Blödigkeit schweigen, wenn man die Wahrheit in Gefahr, die Unschuld leiden, und die Bosheit herrschen, siehet? Wie weit würde nicht der Frevel und die Unvernunft steigen, wann man nicht zuweilen es wagte, der verlassenen Tugend das Wort zu reden, und die Menschen vor dem Verderben zu warnen.

Diesen Absichten allein sind meine Schriften gewidmet. Ich will trachten dabey meine Regungen so unschuldig, so rein, und so einfältig zu erhalten, als es nur möglich ist. Wenn ich mich von dieser Seite auser Verantwortung setze, so mag man davon denken, reden und schreiben, wie man will. Genug, daß ich nie keinen lebenden Menschen und keine Gesellschaft ins

besondere antaste; sondern nur mich bey den Sachen aufhalte, welche die gemeine Wohlfahrt betreffen.

Von den Verstorbenen ist mir erlaubet nach der historischen Freyheit zu urtheilen. Sie müssen uns, wie wir den Nachkommen, zu Beyspielen dienen. Es gilt um den Frieden und um die Liebe mit den Lebendigen.

Habet ita bonorum exemplum, quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt. *

Man siehet das Verderben der Menschen vor Augen, und man

* Terent. prol. Heaut.

braucht keine grose Scharfsinnigkeit eine solche Sache zu erkennen, die sich durch eine lebhafte Empfindung äusert.

Es ist mir unterdessen dieses eine süsse Vergeltung meiner Arbeit, daß man solche bisher wohl aufgenommen hat.

Ich habe bey der neuen Auflage dieses Entwurfs meine Gedanken hin und wieder ein wenig zu verbessern und einige Ausdrücke zu mäsigen gesucht, weiter aber nichts neues hinzugefüget um die Gränzen eines blosen Entwurfs nicht zu überschreiten. Die weitere Abhandlungen der darinn vorkommenden Materien wird man in meinen anderwärtigen Schriften finden. Ich rechne darunter den redlichen Mann am Hof, den

Soldaten, die freie Gedanken und meine gesamlete kleine Schriften, welche der so höflich als geschickte Hr. Secretarius Schneider mir die Ehre erwiesen, von mir heraus zugeben.

dern, dessen Meynung ich nicht bin, vorbringe; so hoff ich auch, man werde bey der etwan gefälligen Zurechtweisung, wo ich geirret, sich weiter nicht als an meinen Sätzen, an meiner Art zu denken, und mich auszudrücken, aufhalten.

So viel ich mich selbst prüfen kan, so schreib ich aus guten Absichten. Es wird aber nicht alles was gut gemeynet ist, auch gut aufgenommen. Solte man deswegen gar schweigen? Es ist allezeit eine Art des Trostes für einen ehrlichen Mann, dasjenige zu sagen, was er für gut und nützlich hält, und davon er den Grund der Ueberzeugung in seinem Herzen spühret; Die Natur und die Vernunft so wohl, als die Erfahrung machen ihn an solche Mittel denken, die er meinet, daß sie etwas zur Beförde-

förderung der gemeinen Wohlfahrt mit beytragen könten. Dieses ist ein vollkommener Beweg = Grund sich darüber gegen andere zu eröffnen.

Ich hätte im übrigen dieses Werk mit stattlichen Exempeln aus den Geschichten, wie auch mit schönen Stellen aus den alten und neuen Scribenten anfüllen können; Allein ich habe solches zu meinem Zweck nicht verträglich geurtheilet; denn ich wär dadurch zu weitläuftig worden. Dergleichen Schriften aber sind niemahls bräuchlicher, als wenn sie kurz und deutlich sind.

Es ist in der menschlichen Seele überhaupt eine gewisse Uebereinstimmung, mit dem was wahr, und was gut ist; je einfältiger und natürlicher man solches vorstellen kan,

desto leichter wird es rühren, denn die gröste Ueberzeugung ist allezeit in der Sache selbst. Weiter gehen jezt meine Wünsche nicht.

Compositum jus fasque animi sanctosque recessus
Mentis & incoctum generoso pectus honesto
Hæc cedo, ut admoveam templis & farre litabo.

Persius *Sat. II. in fin.*

Eintheilung und Innhalt des ganzen Werks.

Haupt-Satz. pag. 1

I. Betrachtung von der Freyheit. 5

1) In Ansehung der Nahrung und Handthierung. 5

2) In Ansehung der Abgaben und offentlichen Beschwerden. 9

3) In Ansehung der gewaltigen Werbungen. 10

4) In Ansehung des Gewissens. 13

II. Betrachtung: von der Bequemlichkeit des ehlichen Lebens. 20

1) Von der Besorgung der Ehehaften, oder Bestellung eines Eh-Gerichts. 23

2) Von der Abschaffung eiteler und närrischer Ausgaben bey Gelegenheit der Heyrathen. 26

3) Von Abschaffung der Pfaffereyen und Clöster. 29

4) Von Vermeidung der Unzucht und Hurerey. 31

5) Von der Untauglichkeit elender und kränklicher Personen, wie auch bejahrter Weibsleuten, zum Kinderzeugen. 33
6) Von milden Stiftungen zur Erleichterung solcher Eltern, die arm sind und viele Kinder haben. 35

III. Betrachtung: von der Gelegenheit sich wohl zu nähren und fortzubringen. 37

1) Von den Gaben der Natur. 38
2) Von Fabricken und Handarbeiten. 39
3) Von der Kaufmannschaft. 43
4) Von den Künsten. 48

IV. Betrachtung: von einer guten Lebens-Art und der Gelegenheit seines Guts sich zu erfreuen. 51

1) Von dem unnützen Pracht. •
2) Von allerhand Misbräuchen. 52
3) Von fremden Speisen und Getränken. •
4) Von den Belustigungen und Gemächlichkeiten des Lebens. 55
5) Von Schauspielen, Opern, Comödien, Musik, und dergleichen. 59
6) Von dem Ehrenstand und den Vorzügen der Reichen. 61

V. Betrachtung: von der gemeinen Sicherheit in Ansehung des Land-Friedens. 65

1) Von der Schädlichkeit des Kriegs überhaupt. =

2) Von der Verbesserung des Soldaten-Stands insbesondere. 71

3) Kurzer Entwurf, von der Aufrichtung eines beständigen im Land seßhaften Soldaten, an statt der fremden um blosen Sold dienenden Truppen. 74

VI. Betrachtung: von der Policey. 95

1) Von der Regiments-Verfassung. =

2) Von der Verwaltung der Gerechtigkeit. 108

3) Vom Kirchen-Wesen und der Religion. 124

4) Von der Erhaltung der Gesundheit und denen darzu dienlichen Mitteln. 134

5) Von der Sitten-Ordnung. 146

6) Von der Kleider-Ordnung. 152

7) Von der Gesinds-Ordnung. 164

8) Von der Armen-Ordnung. 172

9) Von der Kinder-Zucht und den Schulen. 183

Anhang, von der Verbesserung eines Staats.

1) Von dem Hofe. 202
2) Von den Gerichts-Höfen. 205
3) Von der Policey. 211
4) Von dem Soldaten Stand. 214
5) Von dem Adel. 218
6) Von dem Gelehrten Stand. 220
7) Von dem Bürgerlichen Stand. 225
8) Von dem Bauren Stand. 228
9) Von der Religion. 232
10) Von einem beständigen Frieden in Europa. 236

Haupt-Satz.

Wann ein Staat eine Menge Volks in sich beschliest, welches in Ruhe lebet, durch seinen Fleiß sich nähret, dem Feld-Bau, den Künsten, der Hand-Arbeit und der Kaufmannschaft oblieget, dabey durch vernünftige Gesetze regieret wird, so kan man sagen, daß er alles dasjenige besitze, was ein Land reich, mächtig und glücklich macht; und daß folglich ein Fürst auf keine Weise seine Einkünfte, Hoheit und Macht besser empor bringen kan.

Ich setze, um dieses zu beweisen, daß in einem Staat sich hundert tausend Haushaltungen befinden, und daß diese, vermittelst derjenigen Abgaben, damit die Lebens-Mittel beschweret sind, zwey Millionen Gulden eintragen; dieses käm auf jede Haushaltung, eine in die andere gerechnet, zwanzig Gulden. Ich setze, daß man durch allerhand schlimme Cameral-

ral-Streiche noch einmahl so viel heraus presse. Sehet, vier Millionen Gulden: Und dieses ist alles, was man aus einem Land heben kan, dessen Einwohner meistens arm sind, und sich allein mit dem unentbehrlichen Nothwendigen behelfen müssen; Dann die viele schwere Auflagen und ausserordentliche Geld-Erpressungen entkräften das Volk und setzen solches auser Stand etwas zu erwerben und vor sich zu bringen: Folglich erstrecket sich auch dessen Aufwand nicht weiter, als es der Zustand eines sehr eingeschränkten und armseligen Vermögens leiden kan. Wo nun kein groser Aufwand ist, da sezt es auch schlechte Abgaben. Folglich können die Einkünfte eines solchen Staats auch, nicht anders als sehr geringe seyn, in Vergleich dessen, was er heben könte, wann darinn eine bessere Einrichtung wär.

Laßt uns weiter gehen. Ich seze, daß eben dieser Staat, der hundert tausend Haushaltungen in sich hält, noch zehenmal so viel beherbergen könte. Die Folge ist richtig, daß er also noch zehenmal so viel eintragen müste, wenn anders die Abgaben auf den nemlichen Fuß, wie oben gemeldt, gesezt würden. Ich rechne hier nicht die schlimme Cameral-Streiche und auserordentliche Geld-Erpressungen; denn diese sind allezeit verwerflich, weil sie Land und Leut ins Verderben sezen.*

Sehet also hier zwanzig Millionen, die ein Staat, mit der allerleidlichsten Anlag, auf die

Le-

Lebens-Mittel, ohne einige Ungerechtigkeit und Härte von seinen Einwohnern ziehen kan, das zuvor auf gleichen Fuß, nur den zehenden Theil pflegt einzutragen.

Hieraus ist klar, daß die Bevölkerung der eigentliche Grund von der Macht eines Staats ist; Denn wo viel Volk ist, da ist auch viel Nahrung, wo viel Nahrung ist, da blühet Handel und Wandel, da bringet Fleiß und Kunst und Wissenschaft alles zuwegen; da ist Geld, da ist Ueberfluß, da vereinbaret sich, vermittelst der Staats-Kunst, die Macht und Hoheit des Fürstens mit der Glückseligkeit des Volks.

Diese Sätze brauchen keines weitläuftigen Beweises. Die Erfahrung bezeuget ihre Richtigkeit. Salomon bediente sich keiner andern Staats-Regeln. Rom hatte kein anderes Aufkommen. Der blühende Wohlstand von Engeland und Holland hat auf gleiche Weise seinen Ursprung genommen. Was hätten nicht erstlich andere Länder zu hoffen, welche von der Natur mit weit mehr und gröseren Vortheilen begabet sind, wenn sie das Glück hätten, auf gleiche Art regieret zu werden.

Nun lasset uns sehen, welche Mittel am tauglichsten seyn könten, diese Bevölkerung einem Lande zuwegen zu bringen: Deren sind hauptsächlich sechs:

I.

Die Freyheit.

II.

Die Bequemlichkeit des ehelichen Lebens.

III.

Die Gelegenheit sich wohl zu nähren und fort zu bringen.

IV.

Eine gute Lebens=Art und die Gelegenheit seines Guts sich zu erfreuen.

V.

Die gemeine Sicherheit in Ansehung des Land=Friedens.

VI.

Eine wohl eingerichtete Policey.

Erste Betrachtung

Von der Freyheit.

Unter dem Wort Freyheit, versteh ich hier diejenige Einrichtung eines gemeinen Wesens, vermög deren alle und jede Einwohner, bey einer wohl eingerichteten Policey, ihrem Gewerbe, ihrer Handthierung, ihrem Haus-Wesen und ihrem Gewissen, ohne Zwang, in ungestöhrter Ruhe, abwarten können.

Diese Freyheit ist die wahre Glückseligkeit eines Staats, sie ist des Menschen edelstes Gut; sie kommt mit ihm auf die Welt und ist ein Theil seines Lebens. Man kan ihm solche nicht rauben, ohne die Gerechtigkeit zu verlezen, und der Natur Gewalt zu thun.

Wie kein Gewächse nicht gedeyet noch rechte Früchte bringet, das nicht in freyer Luft die Einflüsse einer guten Witterung empfindet; Also ist auch in der bürgerlichen Gesellschaft kein wahres Aufkommen zu hoffen, wo einer den andern unterdruckt und seine Freyheit störet!

Wie wir aber alle Bürger der menschlichen Gesellschaft sind, und in einem steten Zusammenhang mit andern Menschen leben; so sind wir auch verbunden, darnach unsre Handlungen einzurichten, und alles mit beyzutragen, was zur Beförderung der gemeinen Wohl-

 fahrt

fahrt dienet. Diese Wohlfahrt wird dadurch am sichersten erreichet, wann die gemeine Freyheit gehandhabet, und im Gegentheil alles was solche kränket, aus dem Weg geräumet wird.

Die Freyheit äusert sich vornemlich in folgenden Haupt-Umständen des menschlichen Lebens. 1.) In Ansehung der Nahrung und Handthierung. 2.) In Ansehung der Abgaben und öffentlichen Beschwerden. 3.) In Ansehung der gewaltsamen Werbungen. 4.) In Ansehung des Gewissens.

1.)

In Ansehung der Nahrung und Handthierung; so sind diese einem jeden frey zu lassen, in so weit sie dem gemeinen Wesen an und für sich selbst nicht schädlich sind. Also ist denen Kaufleuten eine freye Handlung zu erlauben, so lang sie keine fremde Waaren ins Land bringen, die unnöthig und unnützlich sind, und dargegen das Geld aus dem Land stosen; oder welche den Vertrieb der inländischen Fabricken hemmen, mithin die ausländische befördern helfen. Auch sind alle so genannte Monopolia einem Land nachtheilig, weil dadurch die Freyheit der Handlung einige allein geniesen, mithin der Nutzen nur auf wenige flieset, der auf viele könte gebracht werden. Ferner, so sind auch gewisse Manufacturen einem Land schädlich, wenn durch dieselbe der allgemeinen Nahrung mehr Abbruch als Nutzen zugefüget wird: als da sind die Gold- und Silber-Arbeiter, wel-

che

che dieses kostbare Metall verschmelzen, und auf Borden, Spitzen, Knöpfe, reiche Stoffe und dergleichen verdistilliren, wodurch ungeheure Geld-Summen verschleisset werden; Zumalen, wann die betrügliche Alchimisterey dazu komt, wo in der närrischen Hofnung Gold zu machen, das Gold selbst sich in Rauch, Dunst und Asche verwandelt. Eine gleiche Beschaffenheit hat es auch, mit dem vielen Brandewein brennen, zumal in solchen Ländern, wo die Frucht nicht überflüßig und daher Theurung zu fürchten ist. Auch ist in solchen Ländern der Wein-Bau schädlich, wo er mehr Unkosten verursacht, als er Nutzen abwirft, dergestalt, daß der Landmann darüber verdirbt, und mit besserem Vortheil die Ländereyen zum Ackerbau und zur Vieh-Zucht benutzen könte. Da im Gegentheil die allzuweit getriebene Schäferey. wie z. E. an einigen Orten in Engeland, Schaden bringet. Hieher gehören auch die viele Buchdruckereyen; denn die meiste Bücher taugen nichts, und bleiben den Verlegern zur Last. Ich sage hier nichts von dem Schaden, den sonst das viele unnöthige Bücher-Schreiben in dem gemeinen Wesen verursachet; zumal, wenn durch dieselbe allerhand ärgerliche, gefährliche und gottlose Meynungen ausgebreitet werden. Das gemeine Volk aber, dem der Gehorsam besser ist als die Gelehrsamkeit, durch dergleichen unzeitige Weißheits-Mittel, unruhig, aufrührisch und verwirrt gemacht wird.

Wir sehen hieraus, welchergestalt nicht alle und jede Freyheiten in einem gemeinen Wesen

sen zu verstatten sind; dem ungeacht aber, bleibet die Freyheit doch überhaupt unangetastet, wenn gleich nur gewisse einzele Handlungen deswegen beschranket werden, weil sie schädlich sind. Auser diesen Umständen aber, muß man einem jeden sein Gewerb, seine Handthierung und seine Nahrung frey lassen.

Insonderheit äusert sich diese Freyheit mit einem ganz besondern Nutzen in Ansehung der Handlung; denn wo man diese drucket, da verschwindet sie bald. Die Commercien wollen ihren freyen Lauf haben. Dem Kaufmann muß man für seine Person vergönnen, aller Freyheiten und Vorzügen, die uns das Geld natürlicher Weise verschaffen kan, zu geniesen: Man muß ihn mit keinen unziemlichen Lasten und verächtlichen Diensten beschweren; man muß ihn ehren, und ihm seine Religion, seine Haushaltung und seine ganze Aufführung frey lassen, ohne solche durch etwas anders als durch die allgemeine Lands-Gesetze einzuschränken. Man muß ferner dessen Waaren, sie mögen aus dem Lande geführet werden, oder in das Land kommen, mit keinen schweren Auflagen, Zöllen, Accisen und dergleichen beschlagen; denn wo der Kaufmann seinen Profit auf der Mauth lassen, und für jede Waare, die er beschreibt, oder versenden will, so viel der Obrigkeit bluten muß, wo soll der Vortheil für ihn herkommen? Zumal, wenn er mit entlehnten Geldern handelt, und dabey vieles wagen muß.

2.)

Ferner, wird dadurch die allgemeine Freyheit gekränket, wenn überhaupt die Einwohner eines Staats zu viel mit stets anhaltenden Auflagen und Abgaben, besonders aber mit Kopf- und Vermögen-Steuern beschweret werden; Denn ob wohl dieser Satz seine Richtigkeit hat, daß kein gemeines Wesen, ohne Auflagen und Abgaben bestehen kan, indem die öffentliche Aemter müssen unterhalten, und die fortwährende Angelegenheiten des Staats besorget werden, welches, nach dessen Beschaffenheit mehr oder weniger Geld erfordert; so ist es doch leider auch eine allzubekante Wahrheit, daß in den meisten Staaten, die fast unerschwingliche Geld-Summen, so öfters die ärmste Unterthanen, unter allerhand betrüglichen Vorwendungen und Nahmen, herbey schaffen müssen, am wenigsten zum Besten des gemeinen Wesens pflegen angewendet zu werden. Ich will nichts sagen, von den abscheulichen Haushaltungen einiger Höfen, und denen daran im Schwang gehenden fast unsinnigen Verschwendungen und Uppigkeiten; ohneracht das ganze Land im Jammer schmachtet, und mancher arme Einwohner seinen lezten Heller darzu hergeben muß. Ein jeder weis und erkennet, daß hier Tyrannen herrschen, die nur allein zum Verderben des menschlichen Geschlechts gebohren sind. In freyen Staaten wird dadurch die Freyheit gekränket, wann einige Häuser sich aus gemeinschaftlichen bürgerlichen Mitteln dergestalt empor heben und bereichern, daß sie

sich derselben bey verschiedenen Vorfällen zur Unterdrückung ihrer Mitbürger bedienen, und sich dabey das Ansehen geben, als ob sie eigenmächtig über sie zu befehlen hätten. Wie viel kostbare Höfe, Meyereyen und Güther sind nicht schon auf diese Weise, an solche Familien gekommen, davon sie keinen andern Besitzungs-Titel aufzuweisen haben, als daß ihre Vorfahren in der Regierung gewesen sind, die an statt des gemeinen Nutzens ihren eignen besorget haben.

So viel ist gewiß, daß in einem Staat, wo man nur von Seiten der Regierung allein auf die gemeine Wohlfahrt sehen solte 1.) bey weitem nicht so viel Geld zu dessen ordentlicher Besorgung erfordert wird, und 2.) durch das allergelindeste Mittel einer sehr leidlichen und fast unmerklichen Accise, alle diese Gelder mit der leichtsten Müh von der Welt gehoben, 3.) Kirchen, Schulen, Spitäler, Waysen- Zucht- und Arbeits-Häuser aber nach Maßgebung der darauf haftenden milden Stiftungen, durch gewisse Collegia und darzu in jedem Kirchspiel bestellte Personen am füglichsten besorget werden könten.

3.)

Wo gewaltsame Werbungen in einem Lande üblich sind, und junge Leute gezwungen werden, die Waffen zu handthieren und Soldaten abzugeben, da ist keine Freyheit, sondern ein abscheulicher Despotismus. Ich sage nicht, daß in gemeiner Noth, wann ein feindliches Heer

die

die Gränzen überziehet, und alles drohet zu überwältigen, eine Obrigkeit nicht solte Macht haben die gesundeste und stärkste Mannschaft mit einiger Gewalt zur Ergreifung der Waffen zu nöthigen, und damit dem einbrechenden Feind zu begegnen. Allein, Leute weg zu nehmen, ohne die geringste Gefahr, wenn alles im Lande ruhig ist, bloß zur Pracht und Kurzweil eines Fürsten: oder um solche an andere Potentaten, gegen ein Stück Geld zu überlassen, und wie die Ochsen und Pferde zu vermiethen, davon find ich in der ganzen Religion und Sitten-Lehre nicht die geringste Spuren, um dergleichen Handlungen zu rechtfertigen. Daß es eine Staats-Kunst sey, find ich eben so wenig, dann die Länder, wo eine solche Tyranney herrschet, sind unter allen die ärmste; Man findet da weder Handel noch Wandel, noch Künste, noch Wissenschaften, noch sonst die glückliche Merkmahle eines bürgerlichen Wohlstandes. Das Land liegt voller Soldaten; in den Städten und Vestungen höret man täglich die Drommeln rühren, nicht anders, als ob Feinde vorhanden, und die Menschen nur zum Krieg erschaffen wären.

Es ist merkwürdig, was hierüber vor ungefähr 50. Jahren in Dreßden mit dem Feld-Marschall Schöning war vorgegangen. Dieser ließ einsmahlen die Leute des Nachts mit Gewalt aus den Betten, ja gar aus den Kirchen weg nehmen, ohne daß irgend ein feindlicher Einbruch im Land zu besorgen war. Dieses

ses brachte die Geistlichkeit in Dreßden dermasen auf, daß unter andern ein Magister, Nahmens Schmidt, weil es in der Paßions-Zeit war, bey Gelegenheit, da er von den 30. Silberlingen predigte, dafür der Heiland war verkauft worden, sich folgender masen heraus ließ:
„ Heut zu Tag sind noch andere böse Menschen
„ die Christum in seinen Gliedern verkaufen;
„ Wie denn durch die gewaltsamen und mehr als
„ barbarischen Werbungen, leider! mehr als zu
„ viel geschiehet, daß man Menschen wie das Vieh
„ ja noch ärger als das Vieh, zusammen treibet,
„ wegführet und auf die Fleischbank liefert, oder
„ an fremde Potentaten verkaufet. Der Sohn
„ von seinem Vater, den Ehmann von seinem
„ Weibe, den Knecht von seinem Herrn weg reis-
„ set, und wider seinen Willen zum Soldaten
„ machet. In dem dreyßig jährigen Krieg war
„ ein schlechter Zustand in Deutschland, indem
„ die Kriegs- Flamme lichterloh brannte; aber
„ alle die, so selbige trübselige Zeiten mit ausge-
„ standen, werden mit mir bekennen müssen, daß
„ gleichwohl kein Mensch mit Gewalt zu Kriegs-
„ Diensten ist gezwungen worden, da es doch
„ mit der damahligen Noth eher hätte können
„ entschuldiget werden; Und jetzo geschiehet
„ es zu Friedens-Zeiten. Da sitzen böse Leute
„ und lauren in den Höfen; sie erwürgen die
„ Unschuldigen heimlich. Ihre Augen lauren
„ im Verborgenen, wie ein Löwe in der Höle;
„ Sie lauren, daß sie die Elenden erhaschen, ꝛc.
„ So gehets jetzt her? Aber ist denn das recht?
„ Das Land zu verwüsten, Handel und Wan-

„ del zu ruiniren, ist das recht? Unschuldige
„ Leute, mit mehr als Henkermäßiger Tortur
„ zu einem Eydschwur zu zwingen, ist das
„ recht? Kan das GOTT gefallen, daß man
„ so viel Leute um ihre Freyheit, Leib und Le-
„ ben, ja wohl gar um ihre Seele bringet?
„ Ich fürchte, solche grose Himmel-schreyende
„ Sünden, werden endlich unserm Lande den
„ Garaus machen! Sonsten hat GOTT de-
„ nen Plagiariis oder Menschen-Dieben, diese
„ Strafe in seinem Wort zuerkannt: **Wer**
„ **einen Menschen stiehlet und verkauft,**
„ stehet im 2ten Buch Mose am 21. **der soll**
„ **des Todes sterben.** Das haben auch die
„ alten Heyden so gehalten, wie Xenophon von
„ den Atheniensern schreibet. Sind aber das
„ nicht lauter Plagia, oder Menschen-Diebe-
„ reyen, wenn man freye Leute mit Gewalt zu
„ Soldaten machet, und wohl gar verkaufet?
„ Wie solte der gerechte GOTT solches un-
„ gestraft lassen? ꝛc.

4.)

In Ansehung der Gewissens-Freyheit hat es wohl seine Richtigkeit, daß darüber keine äuserliche Gewalt nichts vermag, und daß es deßwegen ein so thörigtes als ungerechtes Unternehmen ist, wann sich Regenten und Obrigkeiten darüber einer Herrschaft anmasen wollen. Sie sollen zufrieden seyn, wann sie die äuserliche Handlungen der Menschen, nach Masgebung der bürgerlichen Gesetze reguliren, Ruhe, Eintracht, Ordnung und gute Sitten im ge-

gemeinen Wesen handhaben können. Daraus aber folget nicht, daß sie sich um die Religion gar nichts bekümmern solten. Nein, dieses wär eben so verkehrt, als wenn sie die Gewissen zwingen und die Leute ihrer Gedanken und Begriffe halber strafen wolten. Sie sind als christliche Obrigkeiten verbunden, auf alle nur mögliche Weise das Christenthum zu erhalten und fort zu pflanzen, das äuserliche Kirchen-Wesen nach Göttlicher Ordnung einzurichten, und die Unterthanen darzu anzuhalten, daß sie zum wenigsten, wo sie nicht allen angenommenen Lehr-Sätzen beypflichten wollen, doch die Gesetzbarkeit und Sitten-Lehre des Christlichen Glaubens erkennen, und darnach ihr Leben und ihren Wandel einrichten müsten; dergestalt, daß die ihnen vergönnte Gewissens-Freyheit nicht bis zur Ruchlosigkeit gemißbrauchet werden, noch auf allerhand Sectirerey, Schwärmerey, Gotts-Lästerung, Entziehung des Gehorsams gegen die Regierung und andere dergleichen Unordnungen ausschweifen mögte.

Es ist auch nicht allemal nöthig, daß man andern Religions-Verwandten, die man zu dulden für christlich und gut hält, auch zugleich einen öffentlichen Gottesdienst verstatte, und ihnen eigne Kirchen und Schulen einräume. Es ist allenfalls genug, wenn man ihnen nur erlaubet, daß sie ihre Zusammenkünfte in Privat-Häusern haben, und darinn ihre Andachts-Uebungen frey und ungestöhret halten können: Solche Secten aber sind gefährlich zu dulden,

die

die durch ihre Enthusiastereyen und Geisttreibereyen allerhand Unordnungen im gemeinen Wesen stiften; darum man auf sie beständig ein wachendes Auge haben muß. Offenbare Atheisten aber sind gar nicht zu dulden, wann sie ihre gottlose Meynungen bekannt machen, und andere in ihren unglückseligen Wissenschaften zu unterrichten suchen; Denn ein Mensch der seinen Ursprung verläugnet, und den in allen Dingen so deutlich sich offenbahrenden Schöpfer nicht erkennen, noch verehren will, der ist ein Unmensch. Doch darf man ihm weiter kein Leid zufügen, als daß man ihn seinen Stab weiter setzen heisset, und seinem eignen Schicksal, welches grausam genug ist, überlässet. Dann in geistlichen Dingen, die in Meynungen und Begriffen bestehen, kan und darf keine weltliche Macht richten. Ein jeder stehet und fällt hier seinem Herrn, und dieser HERR ist GOTT. Ich selbst, habe zwar unter dem grosen Haufen der Frey-Geister, noch keinen theoretischen Atheisten entdeckt; denn darzu sind alle diese Leute, wenn sie nur ein wenig Witz haben, zu klug. Allein, da gleichwohl unter diesen vermeynten scharfsinnigen Geistern viele sind, die, indem sie die fortwährende Vorsehung und Regierung GOttes läugnen, dessen Wesen in Ansehung unsrer gleichsam unnützlich machen, so sind diese Leute auch nicht anders, als wirkliche Atheisten zu achten, und deswegen in einem christlichen Staat, wo man alles Heil und alle Wohlfahrt zeitlich und ewig nur allein von GOTT und dessen allweisen Regierung zu gewar-

warten hat, keineswegs zu dulden. Die Ursache ist diese: Es kan keiner ein guter Bürger seyn, er glaube dann GOTT sey gerecht, und ein Vergelter des Guten und Bösen. Glaubt er dieses nicht, so wird er alle Zusagen, alle Verbindungen, alle Pflichten nicht weiter beobachten, als in so weit er keine weltliche Strafen zu fürchten hat; folglich wird er lügen, trügen und Böses thun, so oft und so viel es sein eigener Nutzen fordert, oder seine Begierden ihn darzu reitzen, wann er nur darüber nicht bey der Obrigkeit angeklaget wird.

Was die Thoren betrift, die in ihrem Herzen sprechen: Es ist kein GOTT, solches sind keine theoretische sondern practische Atheisten, deren giebt es allenthalben eine Menge: Leute, die im wilden Luder leben, das Böse thun, ohne einmal bey sich zu überlegen, daß es böse sey. Sie sind ihren Begierden überlassen, und fragen nicht nach GOTT: Sie glauben weder Himmel, noch Hölle, noch Belohnung, noch Strafen; nicht weil sie solche Lehren untersucht haben, sondern weil sie solche nie untersuchen. Sie sehen, daß die Menschen sterben, und daß sie ein gleiches Schicksal von der Welt reissen werde. Allein weil sie diese Vorstellung beunruhiget, so suchen sie solche durch tausenderley Lustbarkeiten und Veränderungen, so gut sie können, von sich zu entfernen! Sie richten ihre Blicke wie die Thiere nur stets auf die Erde. Sie schlagen solche niemals in die Höhe; als wenn es donnert oder Noth und Tod vorhanden ist;

da

da lehrt sie die Natur, daß ein GOtt sey, den sie nicht kennen.

Diese Leute, welche eigentlich den grosen Haufen der Atheisten ausmachen, sind nicht wohl anders, als durch eine gute Policey im Zaum zu halten; dann als Atheisten kan man sie nicht wohl bestrafen, weil sie ohne Zwang alle äuserliche Ceremonien mit machen, zur Kirchen und zum Abendmahl gehen; auch zur Noth wacker mit auf die Ketzer schmähen; im übrigen aber an die Religion weiter nicht gedenken, weil sie ihre Neigungen und Begierden durch nichts binden lassen.

Aus dem vorhergehenden ist nun deutlich zu erkennen, wie weit die bürgerliche Freyheit gehet, und in welchen Umständen und Fällen sie eine Beschränkung leidet. Also lässet sie 1) einem jeden seine Handthierung und Nahrungs-Geschäfte frey treiben, in so weit nemlich, als sie dem Land an und für sich selbst nicht schädlich sind. 2) Leidet sie nicht, daß auf irgend eine Weise die Ruhe und Ordnung in den Haushaltungen, es sey durch gewaltsame Werbungen, noch durch Einquartirungen der Soldaten und dergleichen, gestöret werden. 3) Verabscheuet sie alle und jede Auflagen, wobey man den Grund seines Vermögens angeben muß, und welche nicht zur unumgänglichen Nothdurft und zur Erhaltung des gemeinen Wesens erfordet werden. 4) Verstattet sie einem jeden die Gewissens-Freyheit, doch so, daß man diese Freyheit nicht

zur Ruchlosigkeit und zu Unordnungen mißbrauche.

Wo nun eine so vernünftige Freyheit herrschet, da werden sich allerhand Gattungen von Menschen in groser Menge hinziehen; Da wird sich eine rechte Gold-Grube von unendlicher Ausbeute zeigen: Denn die Freyheit ist des Menschen wahres Leben, ohne welche alle andere Vortheile nichts bedeuten, weil man derselben ohne Freyheit nicht recht geniessen kan.

Wer also einem Fürsten rathen will, wie er seine Einkünfte vermehren, und reich und herrlich und mächtig werden soll, der muß ihm nicht, wie es leider an den meisten Höfen geschiehet, zeigen, wie er seine Unterthanen mit steten Frohn-Diensten, Einquartirungen, gewaltsamen Werbungen, harten Geld-Erpressungen, und andern dergleichen unleidlichen Drangsalen ängstigen und mitnehmen soll; denn dadurch wird sich der Fürst selbst am meisten schaden, und sich alle die Quellen verstopffen, aus welchen unzehliche Reichthümer auf ihn zufliesen können.

Dergleichen unglückselige Rathgeber, die nur darauf sinnen, neue Auflagen auf die Bahn zu bringen, und das Volk auszumergeln, sind also nicht allein Feinde des Staats, sondern auch ihres eignen Fürstens, und verdienten allerdings die Belohnung eines Hamans. Bey ihnen

ihnen gilt Recht, Freyheit, Ehre, Wohlstand, Pflicht, Gewissen, so viel als nichts. Der Fürst muß Geld haben, sprechen sie, das Land mag solches herbey schaffen. Armseliges Land! wie lang wird es noch währen, daß du deine Tyrannen vergnügen und Geld genug aufbringen kanst? Ein Theil deiner verarmten Einwohner weichen mit dem Bettel-Stab aus deinen Gränzen, und der andere schicket seine Seufzer gen Himmel, um sie von den Scorpionen eines Rehabeam zu befreyen. Alles Gewerbe, alle Handthierung, alle Nahrung stehet still. Bald werden die Felder ungebauet liegen, bald werden die Waldungen ausgehauen werden, bald wird der Fürst die längst verwahrte Schätze angreifen, bald seine Tafel-Güter, Höfe und Mayereyen verschulden; wo nicht gar Land und Leute an fremde Staaten versezen. Und was wird alsdann aus dem Fürsten werden? Wo wird sein Ansehen, seine Macht und seine Herrlichkeit hinkommen? Sehet, wo die Sachen hinaus streichen, wann die Freyheit des Volks ein Opfer der Fürsten wird!

Andere Betrachtung
Von der Bequemlichkeit des ehelichen Lebens.

Die Bequemlichkeit des ehelichen Lebens ist das natürlichste Mittel, ein Land zu bevölkern. Wenn man aber betrachtet, wie vielen Sorgen, Bekümmernissen und widrigen Zufällen dieser Stand unterworfen ist, so muß man sich verwundern, daß es noch so viele Menschen geben, die das Herz haben, sich in eine so gefährliche Verbindung einzulassen. Es thut demnach diejenige Obrigkeit sehr übel, welche einen an und für sich selbst schon beschwerlichen Stand, noch mehr belästiget und drucket; dergestalt, daß anstatt die Eheleute, das Land bevölkern und Kinder zeugen solten, sie vielmehr das Land und den Jammer in dem menschlichen Geschlecht unzehlig fortpflanzen.

Will ein Fürst seine Forsteyen in gutem Stand erhalten, so muß er solche hegen, pflegen und die junge Stämme sorgsam bewahren lassen. Eben so verhält sichs auch mit der Pflanz-Schule der Menschen; Sie erfordert Schutz, Hege und Pflege, soll sie anders gedeyen und wohl anschlagen.

Wenn man die noch immer zunehmende Armuth auf dem Land betrachtet, so solte man sagen, es sey schier unmöglich, daß bey so elenden Umständen, die Leute noch Kinder zeugen könten. Es ist wahr, die Zucht ist auch schlecht genug;

genug; theils hat sie ein sehr viehisches Ansehen, theils ist sie so verkahmt, daß sie gleich den saftlosen Pflanzen verwelket. In den Städten sieht es nicht viel besser aus: Die viele schädliche Mißbräuche, die aller Orten überhand genommen haben, verursachen endlich nichts als Dürftigkeit und Armuth.

Wo will nun unter so schlechten Anstalten noch eine tüchtige Frucht anwachsen? Wie soll da der Ehstand mit nöthiger Bequemlichkeit geführet werden? Hat ein Vater mehr als drey bis vier Kinder, so muß er die Fruchtbarkeit seines Eh-Bettes zu seinem Verderben empfinden. Nicht anders, wie ein Baum, der oben abstirbt, wann unten aus seiner Wurzel viele junge Sprößlein aufschiesen. Die Nahrung, die er seinen Kindern giebt, bringt ihn um die seinige: Die Kinder selbst wachsen, aus Mangel nöthiger Zucht, in der Wildheit auf; die wenigste werden nützliche Bürger. Viele fallen gar dem Staat zur Last, und pflanzen ein unarriges Geschlecht mit noch gröseren Lastern und Sünden fort. Hier siehet man die traurige Wirkungen der Erb-Sünde: Ein wenig Lust, eine viehische Brunst, die doch so bald abgekühlet ist, reizet die Menschen, sich in einen Stand zu begeben, den alle Sorgen und alle Mühseligkeiten begleiten. Ein Stand, auser welchen man nicht leben will, und in welchen man doch nicht wohl leben kan.

Wären die Menschen tugendhafter und

vernünftiger, so würden sie sich nach der Ordnung eines gütigen Schöpfers verhalten, und in keine andere Verbindungen sich einlassen, als die seinen Absichten gemäß wären: Sie würden bey Erwählung eines Ehgatten, mehr auf einen guten Wandel und fromme Sitten, als auf die blose Umstände eines betrüglichen Glückes sehen. Gestalt, Ehre Wohllust, Geld und dergleichen können uns bey den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Ehestandes nicht trösten: Sie vermehren nur unsre Sorgen und Bekümmernissen. Die Tugend allein, die sich in einem liebreichen und sanftmüthigen Geist zeiget, hat die Eigenschaft, die Herzen zu vereinigen, und das Band zweyer Ehleute glücklich zu machen.

Wie wunderlich und widerwärtig verknüpfet hingegen ein unbegreifliches Schicksal nicht die meiste Ehen? Es ist eine gemeine Meynung, GOTT, als der Beherrscher der Welt, habe alle Ehen voraus bestimmet. Was ich haben soll, pflegt man zu sagen, das muß mir werden. Also wären dessen unwidertreibliche Schlüsse Schuld an allen bösen Ehen? Ich habe von der Göttlichen Regierung ganz andere Begriffe. Ich weiß zwar, daß ohne seinen Willen kein Haar von unserm Haupt fallen kan? ich weiß aber auch, daß er darum nicht alles thut, was er kan, weil er nicht alles will, was er kan; Er bestimt überhaupt die Ordnung der Dinge, und verbindet ihre Wirkungen mit ihren Ursachen: das Böse komt also

nicht

nicht von ihm, sondern von den Menschen, wenn sie andre Mittel gebrauchen, als diejenige sind, die zum Guten führen.

Laßt uns demnach hier mit wenigen untersuchen, durch welche Mittel ein solcher Stand zu verbessern wär, von welchem so viel Unheil in der menschlichen Gesellschaft herrühret.

1.)

Erstlich könte man an einem jeden Ort einige weise und ehrbahre Männer bestellen, die nebst einem oder mehr Geistlichen, die Angelegenheiten des ehlichen Lebens zu besorgen hätten. Vor diesen müsten alle Personen erscheinen, welche willens wären, sich einander zu ehlichen. Im Fall sich nun an diesen Personen gewisse sehr merkliche Fehler entdecken würden, die der Glückseligkeit des ehlichen Lebens entgegen wären; oder welche sich aus natürlichen, sittlichen, oder andern Ursachen nicht vor einander schickten; die müste man mit ihrem Gesuch schlechterdings abweisen. Insonderheit müste man elenden und gebrechlichen Menschen durchaus nicht erlauben, das Land mit ihren Mißgebuhrten zu bevölkern; Denn wo der Baum nichts taugt, wie kan er gute Früchte bringen? Zuweilen haben zwar auch gesunde und vernünftige Leute das Unglück, daß sie ihnen ganz unähnliche Kinder zeugen; Allein dieses geschiehet zufälliger Weise, und nicht nach dem Lauf der Natur. Man muß also die natürliche Mittel gebrauchen, so lange sie gelten. Was aber nicht von uns

selbst, sondern von fremden Ursachen, die auser uns sind, herrühret, das muß man GOTT befehlen, und sich so gut darinn schicken, als man kan.

Diese Vorsteher des Ehstandes, müßten ferner über alle diejenige Unordnungen und Mißhelligkeiten erkennen, welche zur gemeinen Aergernüß, und zum unfehlbaren Verderben der Haushaltungen, in dem ehlichen Leben sich nur allzuviel zu äusern pflegen. Man könte solche, gestalten Umständen nach, nicht allein bestrafen, sondern auch, wann es die Noth erfordert, böse und ohne Hofnung unglückliche Ehen, durch einen ordentlichen Scheide-Brief trennen. Alle vernünftige Völker haben bey solchen Umständen die Eh-Scheidung für besser gehalten, als zwey widerwärtige und böse Eh-Gatten baysammen zu lassen: Dann diese entheiligen die Natur, lästern den Himmel, und machen sich ihren Ehstand zur wirklichen Hölle. Ein Band, ein abscheuliches Band, wo man aus viehischer Wuth Kinder zeuget, welche die Zahl der Unglückseligen vermehren, und den Fluch bis auf die Nachkommen bringen.

Die Ehe ist eine Verbindung zweyer Personen beyderley Geschlechts, zu einem gemeinschaftlichen Endzweck ihre Handlungen einzurichten, und einander das Leben so angenehm und erträglich zu machen, als es möglich ist; folglich wird diese Verbindung dadurch zerrissen und völlig aufgehoben, wann zwey Eh-Leute sich einander

ganz

ganz das Gegentheil erweisen. Der blose Beyschlaf macht keine Ehe, die Priesterliche Einsegnung auch nicht. Consensus facit nuptias, ergo dissensus eas dissolvit. Böse Ehen sind ärger, als Ehebruch und Hurerey; denn sie werden nur allein durch den Geist der Unzucht geführet, und täglich durch Hader und Feindschaft getrennet. Man scheide demnach solche verdammliche Ehen; doch nicht leichtsinnig, und ohne nachdrückliche Strafe. Man entziehe bösen Eltern, ihre Kinder, wann sie welche haben, damit sie nicht durch ihre Exempel vergiftet, so lasterhaft werden, als sie. Man nöthige sie, für dieselbe das Kostgeld an ehrliche Leute zu bezahlen, die sich ihrer Erziehung unternehmen; und wo sie kein Geld haben, lasse man sie wacker dafür arbeiten. In der Abtheilung der Güther, verfähret man nach Ordnung und Recht.

Kirchen- und Eh-Sachen, werden bey uns, an den meisten Orten zusammen in einem Collegio abgehandelt. Ich halte aber solches nicht für gut; Denn da die Protestanten erkennen, daß die Ehe kein Sacrament, sondern ein pur weltliches Geschäft sey, so weiß ich nicht, was die Geistlichen damit sollen zu thun haben, als daß sie die Ehleute, christlicher Ordnung gemäß, zusammen geben, sie segnen, und ihre Kinder taufen. Rechts-Sachen gehören fur das weltliche Gericht. Doch ist der Geistlichen Amt, Eheleute stets zu ermahnen, und sie zu dem Ende in ihren Häusern heimzusuchen: auch im Fall

sie in Mißverständniß, oder in Uneinigkeit zusammen leben solten, durch glimpfliche und christliche Mittel, die Eintracht unter ihnen wieder herzustellen, bevor die Obrigkeit das Straf-Amt gegen sie zu gebrauchen genöthiget würde.

2.)

Das andere Mittel, den Unglückseligkeiten der Ehe vorzubeugen, und diesen Stand leichter und angenehmer zu machen, bestehet darinn, daß man alle unnöthige, eitele und närrische Ausgaben, die bey Gelegenheit einer Verheyrathung zu einem üblen Wohlstand worden sind, weißlich abstelle und verbiete. Junge angehende Ehleute brauchen dieses so unnützlich angewandte Geld viel besser, zur Grundlegung ihrer Haushaltungen. Und obwohlen die Reichen solchen Aufwand, ohne ihren merklichen Schaden, machen können; so ist doch ihr Exempel wegen der Nachfolge schädlich. Denn bey anderen, die nicht so begütert sind, wird daraus ein Wohlstand gemacht, dem sich ein jeder gleiches Standes unterwerfen muß, will er anders nicht für einen kahlen Freyer angesehen seyn.

Fasset demnach ein Mensch den fürchterlichen Endschluß ein Weib zu nehmen, so siehet er von allen Seiten nichts, als Weitläuftigkeiten und Unkosten, die ihm ein schlechtes Glück prophezeyen. Die beyde Verlobten müssen sich nicht allein über Stand und Vermögen kostbar kleiden, sondern auch ein ander reiche und unnütze

Ge-

Geschenke geben: sie müssen keinen Aufwand scheuen; Tänze, Spazier-Fahrten, Gastereyen und allerhand Lustbarkeiten anstellen: Diener, Mägde, Geschwister und Anverwandte beschenken: Allerhand Hausrath sich anschaffen; so viel der Obrigkeit, so viel der Kirchen, so viel der Canzley, so viel dem Priester, der den Segen spricht, so viel dem Vorsinger, und so viel für hundert andere Betteleyen zahlen. Bey den Kindtaufen sezt es wieder neue Sorgen und neue Unkosten. Hier sind der Mißbräuche so viel und so mancherley, daß man sich nicht genug verwundern kan, wie die abgeschmackteste Regeln, welche die Pfaffen und alte Weiber zu ihrem Nutzen ersonnen haben, zu einem solchen unumgänglichen Wohlstand worden.

Alle diese Narrheiten müsten von einem Fürsten, der sein Land recht bevölkern wolte, durchaus verboten, und abgestellt; dargegen aber allen und jeden, zum Ehstand tüchtigen Leuten, das Heyrathen, so leicht und so vortheilhaft, als nur immer möglich, gemacht werden.

Die Natur ist mit wenigem zufrieden: wo keine Ueppigkeit und kein Hoffart die Gemüther beunruhiget, da findet man die Nothdurft leicht. Es sind noch viele ungebaute Länder, darinnen Quellen und Bäche fliesen. Der Ackerbau und die Viehzucht lässet niemand Hungers sterben. Man erwege nur, in welcher Unschuld und Einfalt vor diesem unsre Vorfah-

ren gelebet haben, ehe noch die thörichte Nachahmung fremder Sitten, uns viele Dinge zur Nothwendigkeit gemacht, die wir mit aller Gemächlichkeit und Vernunft, gar wohl entbehren könten.

In Dalecarlien schleichen die junge Hirten zu den jungen Hirtinnen, wenn sie zusammen ihre Heerden weiden. Die Natur flößet ihnen bey kalter Luft die heisse Triebe zur Vermehrung ein. Die Liebe verbindet sie zusammen ohne Zwang, ohne Weitläuftigkeit, ohne Nahrungs-Sorgen. Ihr Heyraths-Gut bestehet aus lauter Gaben der Natur; und die Ordnung unterhält bey ihnen der Priester, welcher sie zusammen giebt, und ihre Kinder taufet. Man bewundert die Fruchtbarkeit der Schweizer auf dem Lande, da doch ein paar junge Ehleute selten mehr an Heyraths-Gut, als eine Kuh, und ein paar Ziegen pflegen zusammen zu bringen.

Das kluge Alterthum hat nicht ohne Ursache, den jungen angehenden Ehleuten allerhand Freyheiten zu statten kommen lassen, damit sie Zeit haben mögten, ihre neue Haushaltung recht einzurichten. Wir thun ganz das Gegentheil. Wir betrachten diejenige, die sich heyrathen, als Leute, die ein Verbrechen begehen, und die deswegen verdienten gestraft zu werden. Ja ich weiß Städte, worinnen auch die geringste Leute, wann sie sich in den Stand der Ehe begeben wollen, wenigstens über 25. fl. Unkosten ha-

haben, bis sie nur allein von der Obrigkeit darzu die Erlaubniß erhalten, und durch alle Kirchen-Gebräuche durchkommen können. Ich glaube nicht, daß man närrischere Unkosten, Auflagen und Umstände in der Welt ersinnen kan, die mehr der Aufnahme eines Lands entgegen laufen. Wenn ich Land und Leute hätte, so würde ich etliche Tonnen Gold auf sichere Gründe anlegen, und die jährliche Gefälle darzu, einzig und allein darzu anwenden, gesunde, starke und wohlgesittete junge Leut damit auszustatten. Ich bin gewiß versichert, daß nicht leicht ein Capital sich besser benutzen solte.

3.)

Drittens, müssen in einem Land, welches man zu bevölkern bedacht ist, keine solche Pfafferenen und Klöster statt finden, die auf das Gelübde nicht zu ehligen gegründet sind. Nichts ist ohnedem dem gemeinen Wesen schädlicher, als dergleichen geistliche Communitäten; Dann der Krumstab ist frey, giebt nichts, erwirbt nichts, und will immer haben. Diese Art Leute leben guten theils, unter dem Schein der Andacht, in allem Ueberfluß. Sie scheinen darzu gebohren zu seyn, dasjenige in satter Wohllust zu verzehren, was der arme Landmann mit saurer Müh herbey schaffen muß; Dann dieser muß den reichen Klöstern frohnen, und noch darzu die Zehenden entrichten. Man findet darinn eine Menge starker und gesunder Brüder, welche sich besser zur Arbeit und zum Kinderzeugen, als

zum

zum Faullenzen und Horas lesen schickten; Man giebt ihnen zwar Schuld, daß sie ihre heimliche Brunst nicht allemal durch Fasten und Beten vertrieben, sondern auch zuweilen im Verborgenen die Welt mit vermehren hülfen. Allein, dieses sind unglückselige Geburten, welche mit Schanden gebohren, und mit gleicher Unehre auferzogen werden. Also, daß nicht selten die gröste Böswichter auf diese Weise in die Welt gesezt werden.

Es ist gewiß, daß von denen Einkünften eines reichen Klosters öfters hundert Haushaltungen sich ernähren könten; wann diese nun von Jahr zu Jahr, nach Maßgebung ihres Gewerbes, und ihrer Handthierung sich vermehren würden, so kan man leicht ausrechnen, wie viel ihre Zahl ausmachen solte. Italien, Portugall, Spanien, Frankreich, Teutschland, Ungarn würden nach der Vortreflichkeit ihrer Länder, noch einmal so stark bevölkert seyn, wenn darinn nicht so viel Klöster wären. Man siehet daselbst in den schönsten und fruchtbarsten Gegenden, die reichste Stifter, die lustigste Pfaffen, und die ärmste Land-Leute. In Spanien und in Pohlen reiset man öfters einen ganzen Tag, ohne mehr als ein paar arme Dörfer anzutreffen; Mönchen und Klöster aber findet man darinn die Menge. Komt man im Gegentheil nach Engelland, Holland, und in die protestantische Schweitz, so siehet man alles von Volk wimmeln. Man bemerket so gar diesen Unterscheid in den protestirenden Staaten von Teutschland;

Wenn

Wenn anders nicht gewaltsame Werbungen, und üble Haushaltungen, die Länder öd und wüste machen. Man nehme nur die Land-Charte vor sich, und betrachte die so genante Pfaffen-Strasse: Wird man nicht hier bey den allerreichsten Stiftern, und in den allervortreflichsten Ländern, weit weniger und weit ärmere Unterthanen, als in den benachbarten evangelischen Orten antreffen.

4.)

So nöthig es ist, die ordentliche Mittel des Ehstandes zur Bevölkerung der Länder anzuwenden, so behutsam hat man im Gegentheil darauf zu sehen, daß Unzucht, Hurerey und Unordnung vermieden, und daß auf alle ersinnliche Weise ihren schädlichen Ausbrüchen mögte vorgebauet werden. Dieses Laster ist der menschlichen Gesellschaft, und der Bevölkerung der Länder überaus nachtheilig. Die meiste junge Leute, welche auf diese verbotene Art, das wilde Natur-Feuer zu dämpfen suchen, verabscheuen die unumgängliche Beschwerden des ehlichen Lebens, oder begnügen sich damit, den geilen Brand in dunkeln Winkeln abzukühlen. Wie viel tausend zum Kinderzeugen tüchtige Menschen gehen also aus der Welt, ohne einen Saamen von sich zu hinterlassen. Wann dieses kluge Regenten wohl bedächten, sie würden gewiß das Heyrathen ihren Landes Einwohnern suchen leichter und angenehmer zu machen; an statt, daß die täglich noch überhand nehmende Mißbräuche, im gemeinen Leben, und die ganz

unsinnige Auflagen, womit man noch darzu diesen Stand schier an allen Orten, zu beschweren pflegt, die meiste Menschen billig davon abschrecket. Mancher denkt, er unterhielt leichter eine Metze, als ein Weib. Wie viele bedienen sich nicht der Schand- und Huren-Winkel? Laufet nicht das junge hitzige Volk, wo es nur darzu Gelegenheit findet, wie das wütende Vieh in wilder Brunst zusammen, und ersticket also mit Macht die Zeugungs-Kräfte der Natur, weil sie, im Fall einer unglückseligen Frucht, nichts als Schand und Straf zu gewarten haben? Sie werden also durch eben die Mittel, womit sie fruchtbar seyn solten, unfruchtbar. Die verbuhlte Jugend erschöpfet dabey vor der Zeit die Kräfte, und lauft noch über dem Gefahr, durch heßliche Krankheiten sich zu verunreinigen; dergestalt, daß, wann sie ja zur Ehe schreiten; sie kaum mehr im Stande sind, noch gesunde Kinder zu zeugen. Wie viele müssen nicht deswegen ihr Eh-Bette unfruchtbar sehen? oder heimlich zugeben, daß das erhitzte Weib solches durch andere segnen läßt. Was daraus für böse Ehen und unglückliche Haushaltungen entstehen, solches liegt leider genugsam am Tag.

In Spanien sollen deswegen die älteste Familien aussterben, weil der junge Adel das erste Feuer in unzüchtiger Buhlerey abkühlet, dadurch seine ohnedem hitzige Natur schwächt, und hernach zum Kinderzeugen nicht weiter tauget. Denen unkeuschen

Italiänern und Franzosen gehet es bey nahe auch so; Unsere Lands-Leute haben durch die Nachahmung fremder Sitten, das gesunde teutsche Blut gleichfalls verunreiniget. Wie glücklich wären wir, wenn wir unsern Nachbarn ihre Artigkeiten allein gelassen, und bey unsrer alten teutschen Einfalt geblieben wären!

Lasset uns demnach allen unkeuschen Flammen wehren, um den Ehstand durch die Einflüsse einer reinen und ordentlichen Liebe desto glücklicher und fruchtbarer zu machen.

5.)

Müßte man alle untaugliche, kränkliche, und offenbar liederliche Leute, von denen man voraus sehen könte, daß ihre Ehen nichts als unglückselige Menschen in die Welt setzen würden, vom Heyrathen abhalten. Denn elende Creaturen, zeugen insgemein wieder elende Creaturen, wie solches bereits oben §. 1. ist angeführet worden.

Sonderlich solte man wohl darauf sehen, daß keine Personen ehlich würden, die mit gewissen Erb-Uebeln: (Malis hæreditariis) behaftet sind: Indem uns die Erfahrung lehret, daß sie insgemein diese ihre Krankheiten und Schwachheiten, mit ihrem verdorbenen Geblüt, auch ihren unglückseligen Geburten mitzutheilen pflegen. Auf diese Art haben sich allerhand Gebrechen, als die Völlerey, das Stehlen, die Unzucht, die fallende Krankheit, die

Milzsucht, die Wahnsinnigkeit, und vor diesem, als noch der Aberglaube herrschte, ganze Kobolds- und Hexen-Familien, fortgepflanzet. Dann die falsche Bilder, welche sich in einer vernunftlosen Fantasie abdrucken, sind von einer solchen Stärke, daß sie mit dem Geblüt sich ganzen Geschlechtern einprägen und mittheilen. Wer hier in die Geschäfte, einer unordentlich wirkenden Natur einige Blicke wagen darf, der wird den verborgenen Schlüssel zu vielen seltsamen Geheimnüssen finden. Obiges ist zu unserm Zweck genug.

Weil es auch sich öfters zuträgt, daß alte Müttergens noch jugendliche Begierden haben, und sich vermittelst ihren Baarschaften junge Liebhaber erwerben; dergleichen Heyrathen aber nicht nur unfruchtbar, sondern auch der Natur schändlich und zuwider sind; folglich nichts anders als sehr unangenehme Liebes-Begebenheiten nach sich ziehen können; So wär es rathsam, solche ungleiche und abgeschmackte Ehen, weil man den Leuten doch die Thorheit nicht verbieten kan, wenigstens mit einer nützlichen Last zu beschweren. Diese Last könte darinn bestehen, daß eine reiche Frau, welche schon die fünfzig Jahr überschritten, und noch mit einem jungen Menschen sich wolte trauen lassen, zuvor eines ihrer jungen Anverwandten, nach Masgebung ihres Vermögens, wohl auszustatten gehalten wär. Denn auf diese Weise würde nicht nur ein Paar jungen Leuten glücklich fort geholfen, sondern es käm auch dadurch ein Theil von

der

der Frauen Gut auf einen ihrer rechtmäsigen Erben. Noch besser wär es, man nöthigte eine solche bejahrte Liebhaberin, ein Paar junge Leute von ihren Verwandten an Kindes statt zu sich ins Haus zu nehmen, damit sie bey dem Genuß ihrer Gesellschaft und Beyhülfe, zugleich das Vergnügen hätte, das menschliche Geschlecht auf diese Weise mit vermehren zu helfen; welches sie selbst zu thun nicht mehr im Stande ist.

6.)

Könte man ferner auch einige milde Stiftungen dahin anwenden, um damit armen und nothleidenden Eltern, welche die Fruchtbarkeit ihrer Ehe mit mehr Kinder gesegnet hat, als sie ernähren und gros ziehen können, hülfreich unter die Arme zu greifen: dergestalt, daß man ihnen entweder ein Stück Geld geniesen, oder ihnen einige von ihren Kindern zur Schulen halten, und ein Handwerk lernen lies. Denn es ist keine Klugheit, arme Leute, die mit vielen Kindern beladen sind, durch bürgerliche Lasten und Abgaben noch mehr zu beschweren, wo nicht gar sie dadurch in ihrer nothdürftigen Nahrung völlig zu ruiniren. Es erfordert vielmehr der Wohlstand des gemeinen Wesens, daß man dem anscheinenden Verderben der Menschen, auf alle nur mögliche Art vorzubeugen trachtet; Denn solche arme Leute fallen doch endlich mit Weib und Kinder, dem Staat zur Last: Es wäre demnach weit besser, man suchte durch zeitige Hülfs-Mittel ihr völliges Verderben noch zu verhüten, und ihnen

einigermassen die Vortheile dieses Lebens mit geniesen zu lassen, als daß man mit dieser Hülfe so lang zurückhält, bis sie im Elend zu Grund gegangen sind. Kinderzucht, Gewerbe, Handthierung und Nahrung, alles leidet darunter. Die arme Kinder schmachten in ihrer ersten Blüte aus Mangel zulänglicher Wartung und Pflege: Sie wachsen auf verkamt, krüppelich, lahm, kränklich, und leben sich und andern Menschen zur Last und Beschwerniß. O wie wohl wär hier das Geld angewandt, wenn man solche bey nah verdorbene Pflanzen noch zu retten und zum Besten des gemeinen Wesens aufzubringen suchte!

Die Römer, deren glückliches Aufkommen uns noch immer zum lehrreichsten und nachahmungswürdigsten Exempel dienen kan, hatten ein Gesetz, vermög dessen ein Mann der sieben Kinder zu ernähren hatte, von allen bürgerlichen Lasten und Beschwerungen befreyet war. In der That, ein Mann, der sieben Kinder hat, und solche zum Christenthum und zum Fleiß in einer ehrlichen und nützlichen Handthierung auferziehet, der dienet dadurch dem gemeinen Wesen weit mehr, als zwanzig Gelehrte, die dergleichen Freyheiten geniesen, und dafür nichts anders thun, als daß sie die Leute entweder durch ihre verschiedene Meynungen verwirren, oder in ihren Rechts-Streiten zusammen hetzen.

Dritte Betrachtung

Von der Gelegenheit sich wohl zu nähren und fort zu bringen.

Wo nun viel Volk ist, da muß auch viel Nahrung seyn. Der Feld-Bau, die Hand-Arbeit, die Kaufmannschaft, ingleichen die Künste und Wissenschaften, sind die vier Haupt-Quellen, woraus alle Gattungen der Nahrungs-Mitteln fliesen. Wer sich hier nur regen und arbeiten will, der kan auch leicht zu recht kommen. Viel Arme und Bettel-Leute im Land zu haben, ist dem Staat kein Nutzen; und hat sichre Kennzeichen einer üblen Policey. Denn obwohl ein gewisser sehr geschickter Cameralist * künstlich ausgerechnet, daß ein jeder Bettler, dem Haus Oesterreich jährlich 3. fl. eintrüg, so halt ich doch dafür, daß man diese faule Bettler-Hände besser benutzen und gebrauchen könte. Ja, ich halt dafür, es sey einem Staat nichts schändlicher und nichts schädlicher, als wenn sich darinn die Bettel-Leute wie das Ungeziefer vermehren. Es ist mehr Unbarmherzigkeit als christliche Liebe, dergleichen unseliges Handwerk durch unzeitige Mildthätigkeit und Allmosen zu unterhalten.

* P. W. von Horneck / Oesterreich über alles. p. 205.

1.)

Kein Land ist so undankbar, daß es nicht die Mühe belohnen solte, die man sich giebt, solches zu umgraben und zu bauen. Wo Berge sind, da giebt es in den Thälern gute Wayden zur Viehzucht. Die flache Triften durchstreicht der Pflug: Wo Wasser ist, da sind Fische: Die Waldungen geben Holz und Wild. Die Gebürge sind theils zum Weinbau bequem, theils verschliesen in ihrem tiefen Schoos die Schätze der Welt: Gold, Silber, Erz, Kupfer, Zinn, Bley, Alaun, Farben, Edelstein und dergleichen. Die Flüsse tragen Schiffe, und bringen die Reichthümer aus einem Land in das andere; daraus entstehet die Handlung, durch welche die Natur als eine gütige Mutter, sich allen ihren Kindern mittheilet.

Nur Ordnung, Fleiß und Gerechtigkeit, so können alle Menschen leben. Kommen nun noch gute Anstalten und witzige Rathschläge darzu, so können sie auch wohl leben. Man sage nicht, dieses gieng wohl in Holland an, wo die Handlung und Seefahrt unzehlichen Menschen Unterhalt und Nahrung verschaffen. Es sind wenig Länder, die, wo nicht gleiche, doch andere Vortheile besitzen, welche man aus Vorurtheil und Blindheit nicht erkennet, oder wegen übler Einrichtung des Regiments nicht zum Nutzen anzuwenden pflegt. Der Fehler liegt also an den Menschen, und nicht an der Natur; Denn gesezt, es fehle auch einem

Land, wie Tyrol und der Schweitz, an den vornehmsten Nahrungs-Mitteln; so siehet man doch mit Verwunderung, wie der Fleiß und die Mäsigkeit der Einwohner, dieser grösten Theils rauhen und unfruchtbaren Gebürgen, sich zu nähren und fort zu bringen wissen. Der Anwachs von einigen Getrayde, und einem sehr mittelmäsigen Wein; Noch mehr, ihre Viehzucht, ihr Wayдwerk, und ihre Fischereyen; Am meisten aber, ihre verschiedene Handarbeiten und unzehliche Kleinigkeiten, die sie auf ihren Gebürgen sammlen, und mit sich in der halben Welt herum schleppen, machen, daß diese Berg-Länder ja so glücklich, so gesund und so vergnügt leben, als diejenige, so die fruchtbarsten Gefilder am Rhein- und Mayn-Strohm bewohnen; und die den Ueberfluß der daselbst überaus freygebigen Natur, deswegen nicht einmahl recht geniesen, weil sie theils zu sehr unter dem Druck und Zwang der Grosen leben; theils weil sie aus eigner Schwelgerey und Trägheit nichts zu erwerben und vor sich zu bringen bemühet sind.

2.)

Ein allgemeines Nahrungs-Mittel sind die so genannten Fabricken und Hand-Arbeiten. Hier bestehet der Vortheil hauptsächlich darinn, daß man allen Anwachs der rohen Waaren und Materialien, die das Land giebt, auch in demselben verarbeitet. Es ist dieses insbesondere ein groser Fehler bey uns Teutschen, daß wir so viele rohe Waaren unsern

Nachbarn schicken, welche sie verarbeiten und sie hernach zugerichtet uns wiederum gegen einen gedoppelten Gewinn zurück senden. Die Holländische Leinwand, wird von Schlesischen Garn verfertiget; und wenn unser Rauch-Toback den Rhein hinunter geht, so komt er nach einer kleinen Zubereitung, unter allerhand Ost- und West-Indischen Namen, den Rhein wieder herauf, und wir bezahlen ihn nach der Entfernung solcher weit entlegenen Länder. Wir senden denen Franzosen unsre Wolle, unser Kupfer, unsre Farben, und sie bezaubern uns dergestalt mit ihren Moden und mit ihrem bon Goust, daß wir, an statt der Münze, tausenderley Tändeleyen, geschmierte Weine, und nichtswürdige Galanterien von ihnen zurück bekommen.

Ich weis wohl, daß man gegen die Aufrichtung der Fabricken, die Theurung der Lebens-Mittel bey uns vorzuschützen pflegt, und daß deswegen unsre rohe Waaren, von denen Ausländern besser und mit weniger Kosten können verarbeitet werden, weil die Lebens-Mittel bey ihnen wohlfeiler wären; Allein, dieses ist zum Theil falsch; Dann in Holland sind die Lebens-Mittel viel theurer als bey uns; Zum Theil aber könte dieser Fehler durch eine gute Policey leicht verbessert werden. Zumahl, wann der gemeine Mann weniger mit Auflagen gedruckt, die Misbräuche und Unordnungen abgestellt, mithin alles auf eine natürliche und vernünftige Art eingerichtet würde.

Vor

Vor allen Dingen aber müsten die eingeführte schädliche Zünfte und Handwerks-Gebräuche, ganz und gar abgeschaft werden. Nichts ist der wahren Aufnahme und Bevölkerung eines Landes mehr zuwider. **Es ist keine Glückseligkeit im gemeinen Wesen zu hoffen**, sagt der Baron Schröder, **wo die Anzahl der Arbeiter in Manufacturen auf einen gewissen Numerum restringiret ist, und dennoch die privilegirten Handwerker im Römischen Reich durchgehens, mit ihren Privilegien sich wie der Bock mit den Hörnern wehren, bis und so lang etwa der heilige Geist sämtliche Reichs-Stände, so weit erleuchtet, daß auf einem allgemeinen Reichs-Tag die Sache vorgenommen und solches Unheil im Römischen Reich abgeschaffet werde; denn es ja wunderlich ist, daß das ganze Römische Reich um etlicher solchen Canaille willen, sollen werden in Ruin gesezt.** * Armseliges Land! das sich auf solche Weise, nach dem Privat-Nutzen eines unbescheidenen Pöbels richten muß!

Es sind keine bessere Einwohner in einem Land, als solche, die sich wacker regen und arbeiten, mithin durch Fleiß und Kunst alles in Bewegung setzen. Denn daraus entstehet der Ueberfluß von allerhand Waaren, die zum Handel und Wandel Gelegenheit geben, und deren

---

* Wilhelm Freyherr von Schröder, fürstliche Schatz- und Rent-Cammer, Cap. CIII. §. 3.

Vertrieb dem Land unzehliche Reichthümer zuziehet. Dieses aber kan nicht geschehen, wo die Handwerks-Leute mit ihren Innungen, Zünften und Handwerks-Gebräuchen den Meister spielen; dann zur Verarbeitung roher Materien, braucht man allerhand Leute: Zünftige und Unzünftige, Ausländische und Einländische, Junge und Alte, Bürger und Bauren, Künstler und Taglöhner: Alle diese Leute müssen Geschirr, Handwerks-Gezeug, Wohnung, Kleider, Schuhe, Strümpfe, Hüte, Leinwand und dergleichen haben. Muß man nun alles dieses denen privilegirten und zunftmässigen Handwerks-Leuten, nach eignem Gefallen, über den Werth bezahlen: so verursacht alles dieses zusammen, eine unfehlbare Theurung, welche die arme Fabricanten und Arbeits-Leute am ersten empfinden: Schlagen sie solches, wie sie es dann thun müssen, auf ihre Arbeit, so bleibet ihnen solche liegen; Dargegen lässet man die Sachen aus andern Ländern kommen, wo solche wohlfeiler zu haben sind; damit gehet das Geld aus dem Land: die Nahrung für die Einwohner wird immer schlechter, bis endlich Land und Leut darüber gar ins Verderben gerathen: Sehet hier, wo die Sachen hinaus laufen, wenn man die Handwerks-Leute lässet den Meister spielen.

Lasset uns demnach nicht allein fremde Handwerks-Leute, sondern auch alles was nur arbeiten will und kan, freundlich bey uns aufnehmen. Lasset uns starken und gesunden

Leu-

Leuten, Arbeit und Nahrung, und wann sie ledig sind, noch Weiber darzu geben; mithin alle unnütze, närrische und zum Theil recht ärgerliche und Land-verderbliche Handwerks-Gebräuche mit einmahl gar abschaffen: Die Zünfte mögen darwider schnarchen und pochen wie sie immer wollen. Es ist ganz unsinnig, daß man diesen kleinen Zunftmäsigen, aus dem Schaum des Pöbels sich selbst erhabenen Tyrannen, noch immer weiter nachsehen, und ihnen zu Gefallen, die Wohlfahrt des gemeinen Wesens hindan setzen soll.

3.)

Wo nun auf solche Weise in einem Land ein starker Anwachs von allerhand Früchten und Materialien sich findet; und dieser Anwachs durch den Fleiß der Einwohner fein verarbeitet wird, da entstehet eine Handlung, oder Kaufmannschaft. Diese gehet damit um, die innländische Waaren an die Ausländer zu vertreiben, und dargegen ausländische Waaren, die man im Lande nicht hat, umzuschlagen und einzuführen. Es sey nun zu Wasser, vermittelst der See, und der Flüsse; oder zu Land auf der Achse; oder mit Maul-Thieren, wie in den Gebürgen. Die Handlung ist gleich den Sän-Adern, welche das Geblüt in dem Staats-Cörper auch den kleinsten Aedergen mittheilen. Wir haben schon oben gemeldt, daß, wo eine Handlung empor kommen soll, da muß zuforderst eine gewisse Freyheit herrschen, so wohl in Ansehung der Handelnden selbst, als in Ansehung der

Auf-

Auflagen und Zölle auf die Waaren. Hierbey ist eine grose Behutsamkeit zu gebrauchen. Man muß auch reiche und ansehnliche Kaufleute nicht gering halten, noch gar mit unter den Pöbel setzen; Denn ein Reicher will für sein Geld auch Ehre haben, und wo er diese nicht findet, da sucht er ein Land, wo das Geld gilt, was es werth ist. Man muß ihnen ferner ihre Gewissens-Freyheit, und im Nothfall auch schnelle Rechts-Hülfe angedeyhen lassen, weil sie sonsten durch langes verweilen und herum ziehen der Advocaten in ihren Handels-Geschäften, grosen Irrungen, Hindernüssen, Kränkung ihres Credits, und andern dergleichen gefährlichen Folgen ausgesetzet werden.

Im übrigen braucht man keiner weitläuftigen und künstlich ausgesonnenen Vorschlägen, um die Commercien in einem Land einzuführen. Ist das Land bevölkert, der Feld-Bau wohl bestellt, und die Einwohner sind fleissig und arbeitsam, in allerhand Gewerb und Handthierung; so komt die Handlung von sich selbst, wo man sie anders nicht aus Unverstand, oder aus Bosheit unterdrucket; dann eines reichet hier dem andern die Hand.

Nur dieses einzige müssen wir in der Handlung beobachten, wann sie dem Land nützlich seyn soll. Man muß keine ausländische Waaren ins Land bringen lassen, die man darinn mit aller Bequemlichkeit entbehren kan, und die zu nichts anders dienen, als zur blosen Hof-

fart

fart und zur Ueppigkeit. Dieses ist das Unglück von Teutschland. Seit dem wir Teutschen uns mit der närrischen Moden-Sucht aus Frankreich geplaget sehen, können keine vernünftige Vorschläge zum Behuf der Commercien und Manufacturen bey uns empor kommen: Diese eitele Nation, locket uns das Geld aus dem Beutel, wir mögen machen was wir wollen. Es ist merkwürdig, daß der ehrliche Doctor Luther, schon zu seiner Zeit dieses eingesehen, und darüber folgende Klagen geführet hat:

„GOtt hat uns Teutsche dahin geschlau„dert, sagt er *, daß wir unser Gold und Sil„ber müssen in fremde Länder stossen, alle „Welt reich machen, und selbst Bettler blei„ben. Rechne, wie viel Geld in einer Messe „zu Frankfurt aus Teutschland geführet wird, „ohne Noth und Ursach, so wirst du dich „wundern, wie es zugehe, daß noch ein Heller „in Teutschland sey. Frankfurt ist das Sil„ber- und Gold-Loch, dadurch aus teutschen „Land fleußt, was nur bey uns quillt und „wächst, gemünzt oder geschlagen wird. Herr von Horneck setzet darzu: ** „Solte Doctor Lu„ther wieder von den Todten auferstehen und „sehen, wie es nun in Teutschland insonder„heit mit den französischen Waaren hergehet, „daß an statt eines Lochs wohl zehen sind; daß „Leipzig auch ein solches Loch worden, daß „Ham-

* Op. Altenburg. Tom. II.

** Oesterreich über alles, p. m. 135.

„ Hamburg allein wohl sechs solcher Löcher ver-
„ treten könte; was würde er alsdann erstlich
„ sagen?

Dieser Herr von Horneck meynet, eine einzige mittelmässige Manufactur, würde zehenmahl mehr nutzen, als eine solche Handlung. Ich aber halte dafür, eines müsse bey dem andern seyn. Dann was nutzen die Manufacturen, wenn die Waaren liegen bleiben? Der blose Vertrieb im Land will nicht viel sagen: die Handlung allein muß die Manufacturen empor bringen, und daß ich mich allhier des Doctor Luthers Redens-Art bediene, solche Löcher haben wie Frankfurt, Hamburg und Leipzig, durch welche die Waaren in andere Länder abgestossen werden. Dargegen muß man sich nun freylich auch gefallen lassen, aus diesen Ländern wieder einige Waaren kommen zulassen; Denn die Ausländer werden sich bedanken, das blose baare Geld für unsre Waaren und Manufacturen so hin zu zahlen. Ihre Obrigkeiten werden bald durch kluge Einsicht der Sache einen Halt machen; Folglich wird bey uns das ganze Räder-Werk, so die Manufacturen und Commercien im Gang erhält, mit einmahl stehen bleiben.

Es kan demnach nicht wohl anders seyn, als wir müssen denen Völkern mit welchen wir im Handel stehen, auch von ihren Waaren wiederum etwas abnehmen. Nur darinn ist die Vorsichtigkeit nöthig, daß man ihnen keine sol-

che Waaren abnehme, die unsre Sitten helfen verderben, und die uns durchaus schädlich sind. Dergleichen insonderheit die französische Alfanzereyen und Moden, die wir diesem wankelmüthigen Volk billig allein lassen solten; um so viel mehr, weil sie solche immerfort verändern, und uns also damit listiger Weise die Beutel fegen.

Es ist erstaunlich, wenn man bedenket, daß die Kayserliche Erb-Landen allein, für fremde Seiden, Leinen, wollene und französische Waaren, über zehen Millionen jährlich verstossen soll. Da sie doch, wie Herr von Horneck in seinem Oesterreich über alles, deutlich gezeiget hat, im Stande wären, durch die Aufrichtung eigner Manufacturen, alles selbsten anzuschaffen, und auf solche Art das Geld im Land zu behalten. Solte man diese Ausrechnung erstlich auf ganz Teutschland machen, wie viele Millionen würden alsdann nicht heraus kommen, da ich manche Reichs-Stadt allein, nicht mit einer halben Million frey spreche, die darinn jährlich für französische Waaren drauf gehen?

Doch, wir Teutschen fangen, GOtt sey Dank! endlich an, diese Narrheit ein wenig einzusehen. Die hin und wieder, besonders in Sachsen und im Brandenburgischen, wie auch im Maynzischen, Pfälzischen, Hessischen u. s. w. zur grösten Aufnahme des Landes, eingeführte und noch täglich zunehmende Manufacturen,

werden

werden uns bald in Stand setzen, denen Franzosen ihre leichte Waaren guten Theils zulassen. Nur fehlt es bey uns an zwey Stücken 1) daß man den Arbeits-Leuten, wie bereits oben gedacht, mehr Freyheit verstattet, solche auf keinerley Weise drucket, sondern ihnen vielmehr hülfreiche Hände bietet, damit sie nicht in ihrer Nahrung und in ihrem Fleiß gestöret werden. 2) Daß man den schlauen Franzmännern, ihre possirliche Moden nachzumachen, bey uns Teutschen mehr für eine wahre Schande, als einen wirklichen Wohlstand halten mögte, welches das einzige Exempel der Grosen ganz allein bewerkstelligen könte.

4.)

Zu der Handlung gehören auch die Künste: solche sind theils nöthig und nüzlich, theils zur Gemächlichkeit, zur Anmuth, und zur Belustigung des menschlichen Lebens; theils dienen sie auch zur Herrlichkeit, zum Pracht und zur Zierde. Ihre Nothwendigkeit und ihre Nutzbarkeit, äusern sich in allen mechanischen Wissenschaften, wie auch in Verarbeitung vieler rohen Materialien. Sie sind von einer solchen Wichtigkeit und einem so weiten Umfang, daß darauf nicht minder, als auf dem Feld-Bau, den Handwerkern und der Kaufmannschaft die Aufnahme des Staats beruhet. Ja wann grose Herrn und Regenten, die wahre Vortheile recht wüßten, die von den Künsten und Wissenschaften herrühreten, sie würden auf nichts mehr Geld verwenden. Chur-Sachsen, hat allein eine Gold-Grube in der

Meis-

Meisnischen Porcellan-Fabrick gefunden. Was bringen die Tapeten aux Gobelins, und die Kupferstiche Frankreich nicht für Geld-Summen ein? Was gewinnen die Holländer nicht an ihrem schönen Bücher-Verlag; und die Augspurger und Nürnberger an ihren Kunstwerken und schönen Raritäten? Die Spiegel- und Glas-Manufacturen in Berlin und zu Lohr im Churmaynzischen nähren eine Menge Menschen. Unsere teutsche Land-Carten, Kupferstiche und Buchdruckereyen haben ebenfalls auch ihren grosen Werth. Kurz: hier finden sich für ein geschäftiges Volk, fast unzehliche Mittel sich zu nähren und ehrlich fort zu bringen.

* * *

Dieses sind nun die vier reiche Quellen der allgemeinen Nahrungs-Geschäften, wodurch nicht allein eines jeden Nothdurft kan bestritten, sondern auch Reichthum und Ueberfluß in ein Land gebracht werden. Man muß also diese Quellen auf keinerley Weise, weder durch verkehrte Anstalten, noch durch allzueigennützige Absichten verstopfen; Man muß vielmehr solchen alle Hindernüsse aus dem Weg räumen, und sie zu grosen Ströhmen erwachsen lassen, damit sie gleichsam, wie durch Canäle, in alle Gegenden des Landes mögen geleitet werden.

Diese Mittel, sich zu nähren und fort zu bringen, werden nebst der Freyheit, unfehlbar

viele Menschen in ein Land locken; Fehlet aber die Nahrung, und man drucket das Volk mit allzuschweren Auflagen, so verliehret dieses allen Muth, und lässet es insgemein nur bey der Esels-Arbeit bewenden: Es wird niedergeschlagen, verdrossen, träge: Liederlichkeit und Verzweiflung kommen darzu: das Ende davon ist Armuth, Krankheit, und ein frühzeitiger Tod. Da läßt man Weib und Kind im Elend; die Aecker liegen brach, die Handwerker sind kaum nach Nothdurft besezt; von der Handlung weiß man gar nichts, und was sollen die Künstler und Gelehrte in einem Lande machen, wo nichts als Noth und Mangel herrschet? Da sezt es fürwahr schlechte Einfälle und Erfindungen.

Vierte Betrachtung

Von einer guten Lebens-Art und der Gelegenheit seines Gutes sich zu erfreuen.

Eine gute Lebens-Art ist ein wichtiger Punct ein Land zu bevölkern und in Aufnahm zu bringen. Man würde sich glücklich achten, in einem Lande zu wohnen, wo eine natürliche Freyheit herrschet, die so weit von einem lächerlichen Zwang, als von der Frechheit wilder und unordentlicher Sitten entfernet ist. Die Einrichtung dieser Lebens-Art beruhet hauptsächlich auf den Sitten der Grosen, denen es die Geringen nachmachen. Diese Nachahmung hat etwas natürliches. Allein, ausländischen Sitten zu folgen, die im Grunde nichts taugen, ist eine der grösten Thorheiten. Diejenige Lebens-Art ist unstreitig die beste, welche der Natur und Landes-Art gemäß ist. Dann ein jedes Land hat seine Vorzüge, die ihm eigen sind. Wir werden viel artiger, und viel vernünftiger aussehen, wann wir an statt der französischen Maskeraden, ein gutes, teutsches und natürliches Ansehen haben.

Weit her gesuchter Pracht, unbequeme Kleider-Trachten, allzugezirkelte Gesellschaften und Zusammenkünfte; gar zu köstliche Mahlzeiten und Banckete, zusamt den vielen, theils beschwerlichen, theils lacherlichen Ceremonien,

bey Hochzeiten, Kindtaufen, Leichen-Begängnüssen, Amts-Vergebungen, samt allen dergleichen in lauter Thorheit und Misbräuche erwachsene Wohlstands-Regeln, taugen mit einander nichts; Dann sie machen nur die Lebens-Art beschwerlich, unbequem, kostbar, gezwungen, unnatürlich, abgeschmackt, und stöhren völlig allen wahren vernünftigen Wohlstand, zusamt demjenigen umgänglichen und freundschaftlichen Wesen, welches die Seele des bürgerlichen Lebens und der menschlichen Gesellschaft ist.

Was die Natur unserm Grund und Boden versagt, das können wir gemächlich entbehren. Diejenige Kraft hingegen, die sie demselben eingesenket hat, ist auch der Eigenschaft unsres Cörpers gemäs. Wir werden dabey viel frischer, gesunder, stärker und aufgeräumter seyn, als bey den wohllüstigen Verzärtelnngen fremder Speisen und Geträncken.

Seit dem die süsse Weine unsrer Nachbarn, und die hitzige Gewürze der Indianer, unsre Säfte verdorben haben; seit deme klagen wir stets über Wallungen, Säure, und verdorbene Mägen; Wir werden von seltsamen Zufällen und Krankheiten aufgerieben, welche weder dem Galeno, noch dem Hipocrati sind bekant gewesen. Gebräuche, Sitten, Begierden, Empfindungen, alles ist bey uns übertrieben, und in einer aufgebrachten Gärung. Die blose Fantasie macht die Lebens-Regeln, und

die

die gesunde Vernunft gehöret zu den altfränkischen Moden. O wie viele Verbesserung erfordert hier unser eingebildeter närrischer Wohlstand! Wie angenehm, wie vergnügt, wie unschuldig würde unsre Lebens-Art seyn, wenn wir in allen Dingen einer einfältigen Natur folgten, und alle schädliche Mißbräuche in Essen, Trinken, Kleidern, Haus-Geräth, Ceremonien und dergleichen, das Herz hätten abzuschaffen. Billig solten uns die Grosen darinn vorgehen. Billig solten die weiseste Männer sich über unser abendtheurliches Gepräng frey hinaus sezen, und durch ihre vernünftige Aufführung, kleinen Seelen würdige Exempel zur Nachahmung geben. Billig solten auch unsre Prediger, die das gemeine Volk in den Pflichten der Religion zu unterweisen haben, mit mehr Nachdruck auf gute christliche Sitten dringen; wenn sie auch gleich darüber alle ihre Controversien vergessen mögten. Denn die Werke müssen von dem Glauben zeugen, und ohne Werke ist der Glaube todt.

Die Lebens-Art und Gewohnheiten eines Orts geben nun auch Anlaß zu den Annehmlichkeiten und Belustigungen die darinn herrschen. Es ist ein Haupt-Punct, in Ansehung der Bevölkerung eines Landes, daß man auf alle mögliche Art dahin trachten soll, reiche und wohl-begüterte Leute hinein zu ziehen; Dann die Reiche sind einem Land wie eine fette Dung auf den Feldern, und in den Gärten,

welche allen Früchten und Pflanzen einen gedeylichen Wachsthum mittheilen. Nichts aber locket mehr reiche Leute in ein Land, als eine gute Lebens-Art, und die Gelegenheit die ein jeder findet, seiner Güter sich zu erfreuen; denn ein Reicher will seines Reichthums auch gerne froh werden, und die Vortheile davon geniesen.

Es ist eine rechte wunderbare Vorsehung GOttes, welche dieses so weißlich zum Besten der menschlichen Gesellschaft hat eingerichtet, daß immer ein Mensch dem andern Unterhalt und Nahrung verschaffen muß. Einer braucht immer des andern Hülfe. Der Reiche macht den Armen leben, und viele Armen dienen wiederum dem Reichen, zur Vermehrung seiner Einkünften. Die Eitelkeit und Habsucht der Reichen, nöthiget sie immer noch mehr Schätze zu sammlen; und sie wissen nicht, daß, indem sie solchergestalt für die Erhaltung und Vermehrung ihrer Güter sorgen, sie freywillig die Last sich auf den Hals laden, die gemeine Schaffner und Haushälter der menschlichen Gesellschaft zu werden.

Die Reichen müssen also den Umtrieb des Gelds durch ihre beständige Ausgaben vermehren, und der wirklichen Nothdurft durch ihre vermeynte nothdürftige Wohlstands Eitelkeiten zu statten kommen; Denn indem sie zur Behauptung ihrer Vorzüge und ihres Ansehens, so viele Bediente, so viel Haus-Geräth, so

viele

viele Gebäude, so viele Kleidungen, so viele niedliche Speisen und Geträncke gebrauchen; so reitzen sie dadurch den Fleiß der Armen, ihnen dieses alles herbey zu schaffen, und zu ihren Diensten sich gebrauchen zu lassen. Die Künstler, die Werkleute, die Taglöhner, alles wird dadurch in Bewegung gebracht. Je gröser nun der Aufwand und die Nothdurft der Einwohner ist, desto besser gehet auch die Handlung von statten: diese treibet das Geld von einer Hand in die andere, und wirft in dieser beständigen Bewegung so viel in die Landes-Casse, daß solche nicht zu erschöpfen ist, so lang diese Bewegung dauret.

Will man aber fremde und reiche Leute ins Land ziehen, so müssen sie darinn mehr Gemächlichkeiten, mehr Belustigungen und mehr Veränderungen, als in andern Ländern finden.

Die Gemächlichkeiten des Lebens bestehen nicht allein in dem zureichenden Vorrath alles dessen, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehöret, sondern auch in dem Genuß einer guten Tafel, in saubern Gemächern, bequemen Hausrath, und allerhand Kleidungen; wie auch, daß man bey dem Besitz seiner Güter sicher wohnen, ruhig schlafen, und weder von feindlichen Ueberfall, noch gewaltsamen Einbruch etwas zu befürchten habe. Hierzu gehöret auch die Reinigkeit und Sicherheit der Strasen, schneller Beystand in Nothfällen, hurtige Justitz, gute Policey und Gesind-Ordnung, Abschaffung der närrischen Mißbräuche,

die so wohl Reiche als Arme beschweren. Mit einem Wort, alles was zu einem angenehmen, ruhigen und vergnügten Leben dienen kan.

Die Belustigungen des menschlichen Lebens sind verschieden: Einige rühren den Geist, andere die äuserliche Sinnen: Noch andre beyde zugleich. Die Annehmlichkeit des Umgangs mit andern Menschen, rühren nur solche Leute, die entweder ein gutes Herz haben, und sich andern suchen mitzutheilen, oder die aus Eitelkeit andern zu gefallen suchen. Die Ergözungen des Verstandes haben ihren Einfluß in das Gemüth. Viele Betrachtungen werden durch äuserliche Vorwürfe erwecket, und rühren also den Verstand und die Sinnen zugleich. Mit ganz abstracten Dingen sich in sich selbst zu unterhalten, ist eine Beschäftigung gewisser Weltweisen, die eben nicht allezeit zur Gesellschaft scheinen gebohren zu seyn. Andere ergötzen sich an der Herrlichkeit der Geschöpfen in dem Reich der Natur. Andere an Künsten und Wissenschaften. Hieher gehören schöne Gegenden, lustreiche Spazier-Gänge, wohl angelegte Gärten, wie auch Bibliothecken, Kupferstiche, Mahlereyen, Kunst- und Naturalien-Kammern rc.

Diejenige Belustigungen, die schon etwas mehr in die Sinnen laufen, und die Affecten bewegen, sind allerhand Schauspiele, Opern, Comödien, Musicken, Aufzüge rc. Die bloß sinnliche Belustigungen haben zwar eine Gemein-

schaft

schaft mit dem thierischen Leben: wenn sie aber nicht übertrieben werden, noch bis zur Wildheit ausschweifen, so sind sie der Gesundheit gemäß. Ein jeder Mensch will gern etwas Gutes essen und trinken. Die Jugend spielt und tanzt gern. Das männliche Alter liebt andre Ergötzlichkeiten, nach seiner Art. Die Gelegenheit mit unschuldigen Dingen sich zu belustigen, hemmet natürlicher Weise den Trieb zu Unordnungen und Sünden. Will man aber die Natur mit allzuviel Zwang belegen, so sucht sie auf einmal durchzubrechen, und ist alsdann in ihren Ausschweifungen destoweniger zu bändigen.

Unter den unschuldigsten und angenehmsten Ergötzlichkeiten der Menschen, hat billig eine lustreiche und anmuthige Gegend den Vorzug. Stumme Sinnen, welche nie über sich, noch um sich herum sehen, sondern nur allein auf dasjenige erpicht sind, was ihnen den Bauch oder den Beutel füllet, wissen zwar wenig von den Herrlichkeiten GOttes in der Welt zu reden; Allein, wie entzückend werden im Gegentheil vernünftigere Seelen von dem Glanz des grosen Schöpfers gerühret, welcher hier allenthalben aus seinen Werken hervor leuchtet? Die blose Betrachtung der Natur ist also schon genug, in ihrer ungekünstelten Schönheit, ein nachdenkendes Gemüth in eine rechte Freude und Entzückung zu versezen.

Wo demnach prächtige Gegenden, weite

Perspectiven, anmuthige Spazier-Gänge, lustige Thäler, rauschende Bäche, Schiffreiche Ströhme, breite Seen, abfliesende Canäle, fruchtbare Gefilder, kleine dunkle Wälder und dergleichen abwechselende Vorwürfe sich uns entgegen stellen; da wird durch solche Augenweide der ganze Mensch gleichsam in die Höhe gezogen, und mit einer wunderbaren und süsen Zufriedenheit eingenommen. Es ist wahr, dieses reine, dieses göttliche Vergnügen in dem Irrdischen, ist nur allein für geübte und geistreiche Sinnen; Allein, deßwegen fühlen doch auch andre Menschen nach ihrer Art, eine grose Ergötzlichkeit, wann sie sich im Grünen, auf dem freyen Felde, oder in schönen Gärten und auf dem Land befinden.

Diejenige Länder, welche die Natur mehr zu traurigen Einöden und Wüsteneyen, als zu fruchtreichen Gefildern scheinet bestimmet zu haben, können durch Arbeit, Kunst und Fleiß verbessert werden, wie man solches an Holland siehet, welches aus einer öden und sumpfigten Heyde, gleichsam der Lust-Garten von ganz Europa worden ist.

Die Land-Lust ist eine Vergnügung für alle Menschen. Wer nun das Vermögen hat, sich selbst Gärten, Höfe, Mayereyen und dergleichen anzuschaffen, der genieset derselben mit doppelter Anmuth; Denn das Landleben hat etwas so süses und ruhiges, daß noch im-

immer die gröste und reichste Leute, darinn ihre angenehmste Veränderung finden.

Nach diesen Annehmlichkeiten in dem Reich der Natur, könten nun ferner in einer Haupt-Stadt, auch allerhand wohl eingerichtete offentliche Zusammenkünfte statt finden, wo man die Zeit, weil sie doch so vielen Menschen zur Last fällt, bey guter Gesellschaft, es sey mit einem Gespräch, mit allerhand Neuigkeiten, mit einer Music, oder auch mit einem unschuldigen Spiel, angenehm zubringen könte. Es mögten ferner auch mit wenig Kosten, verschiedene Gesellschaften, für die Liebhaber der Wissenschaften, für Gelehrte, für Kaufleute, für Soldaten, für Künstler und dergleichen aufgerichtet werden.

Insonderheit haben die Schauspiele, wenn sie von klugen und geistreichen Köpfen verfertiget sind, und mit geziemender Ehrbarkeit regelmäßig vorgestellet werden, nicht allein viel angenehmes, sondern auch viel gutes und nützliches: sie sind gleichsam lebendige Exempel von der Glückseligkeit und Hoheit der Tugend, wie auch von dem Jammer und der Abscheuligkeit der Laster. **Die Comödien und Tragödien**, sagt einer der grösten Weltweisen unsrer Zeit *, **haben darinnen einen Vorzug, vor geschriebenen Historien, daß sie einen grössern Eindruck**

* Wolf, gesellschaftliches Leben der Menschen Cap. III. §. 328.

druck in das Gemüthe des Menschen machen, denn was man selber mit Augen siehet und mit Ohren höret, beweget einen mehr, und bleibet besser, als was man bloß erzehlen höret. Nemlich, die Gebehrden und die Minen der Menschen, ingleichen die Veränderung der Stimme, damit die Worte vorgebracht werden, nachdem man von diesem oder einem andern Affect getrieben wird, lassen sich zur Zeit nicht völlig beschreiben. Eben dieser scharfsinnige Mann giebt ihm auch den Vorzug vor den Exempeln selbst, welche in der Welt vorkommen, denn da in dem menschlichen Leben nur alles nach und nach geschiehet, und man erstlich am Ausgang die Belohnung des Guten, und die Bestrafung des Bösen wahrnimt, so siehet man im Gegentheil in Comödien und Tragödien, alles was zusammen gehöret, in einer kurzen Reihe auf einander. Es müssen aber die Verfasser solcher nützlichen Schauspielen, wie oben schon erinnert, geschickte Köpfe seyn, welche in der Erkentniß der menschlichen Gemüther tiefe Einsichten haben, und die Gedanken und Affecten auf eine edle und bewegliche Art vorzustellen wissen. Auch muß, in Ansehung der spielenden Personen, eine genaue Obsicht gehalten werden, daß man weder in Kleidungen, noch Gebehrden, etwas ungeziemendes, oder anstößiges vorbringen mögte; Wie ich noch neulich in einer teutschen Comödie wahrgenommen, da der Scheinheilige, oder Tartuffe des Molliere, in einem ordentlichen

Prie-

Priester-Rock vorgestellet, und dabey die Worte, Stimme und Gebehrden, eines Evangelischen Predigers, so vollkommen nachgeahmet wurden, daß darüber bey dem gemeinen Volk, nichts als eine Verachtung, gegen diesen so nöthigen Stand, wo nicht gar gegen die Religion selbst entstehen konte. Molliere, wie auch seine Lands-Leute, die sich durch ihre Schauspiele berühmt gemacht, haben darinnen einen ungleich bessern Wohlstand beobachtet.

Ueberhaupt müßten bey allen und jeden Ergötzlichkeiten, die in einem Lande zu mehrer Aufnahme desselben zu verstatten sind, alle mögliche Behutsamkeit gebraucht werden, daß solche nicht bis zur Ueppigkeit, zur Unordnung, zur Verschwendung, und andern Lastern ausschweifen mögten; Denn man kan auch die allerreinsten und unschuldigsten Dinge misbrauchen, wenn man sie bis auf einen gewissen Grad treibet, wo sie die Schranken der Ehrbarkeit und der Mässigung überschreiten.

Die Ehre ist doch ein besonders Mittel, reiche Leute in ein Land zu ziehen. Es ist nichts natürlicher, als daß ein Reicher, der sich von allen Seiten, seines Geldes wegen, geehret siehet, sich auch einbildet, er habe wirkliche Verdienste. Das Geld, macht schier alles in der Welt aus. Die Weisen mögen diesen Satz wiederlegen, wie sie wollen: Ihr Anhang ist zu klein, der Thoren sind zu viel. Das Geld macht ihr Glück, darum muß man sich nicht

wundern, wann ein Mensch stolz ist, so bald er reich wird. Ein Fürst thut also nicht unklug, wann er für die Einbildung, welche der Reichthum den Leuten in Kopf sezet, einige Nachsicht hat, und ihnen gewisse, doch andern unnachtheilige Vorzüge gönnet.

Also ertheilte der Kayser Leopold, den vornehmen Handels-Leuten in Wien, unter dem Nahmen der Niederlags-Verwandten, den Adel; und lockte damit verschiedene reiche Leute aus den Spanischen Niederlanden, aus Italien und andern Orten dahin, davon einige Häuser nachgehends sehr groß worden sind. An einem andern Hof gab man solchen Leuten, die reich waren, und im Land sich seßhaft machen wolten, allerhand Titel und Würden; wodurch die Anzahl der Räthen und Excellenzen so groß wurde, daß man sie nach dem Alphabet herzuzehlen pflegte. Allein, weil dieses auch alles war, was man ihnen für ihr Geld geniessen ließ, so wurden dadurch nicht so viele Reichen ins Land gezogen, als es bey andern Umständen hätte geschehen können.

Die drey Buchstaben: **Von**, bedeuten nicht so viel, als der Titel eines Hof- oder Geheimen Raths. Denn diese sezen gewisse Handlungen und Eigenschaften voraus, die man nicht einmal von dergleichen betitelten Leuten zu fordern pflegt, noch insgemein erwarten kan. Den Adel aber kan niemand besser führen, als einer, der Geld hat. Alle diese stolze Lächerlich-

keiten benehmen den wirklichen Verdiensten nichts: Sie sind nur kleine Ausschläge des Glücks, welche die Sonne des Reichthums hervor treibet.

Finden sich aber tüchtige und geschickte Leute unter solchen fremden reichen Leuten, so ist es auch wohl gethan, wann man solche mit ansehnlichen Aemtern, und wirklichen Ehren-Stellen versiehet. Durch dieses Mittel wird man manche stattliche, reiche und vortrefliche Leute ins Land ziehen, welche deßwegen nicht unbillig denen Einheimischen gleich zu schätzen sind, weil sie wirklich einheimisch werden.

Wenn nun auf solche Weise alles wohl in einem Land eingerichtet ist, also, daß demselben weder an dem nothdürftigen, noch an dem bequemlichen, noch an dem belustigenden etwas abgehet, so wird der Reichthum, und die Macht desselben, mit der Anzahl der Einwohner täglich zunehmen, und die allgemeine Glückseligkeit sich allen und jeden Ständen mittheilen. Selbst die Fremden und Reisenden würden sich gerne an solchen Oertern aufhalten, und der Annehmlichkeiten und guten Anstalten der Haupt-Plätzen mit zu geniesen suchen. Ja, wie viele grose Geld-Summen würden nicht noch darzu im Lande bleiben, welche jährlich unsere thörigte Eitelkeit zu fremden Völkern bringet? Wie dann dieses insonderheit bey uns Teutschen ein recht seltsames und närrisches Vorurtheil ist, daß wir, wann

wir anders für recht belebt, und artig wollen gehalten werden, zuforderst eine Zeitlang, bey den Franzmänner uns aufhalten, und ihre Sitten, annehmen müssen. Ein weiser Fürst solte diese Narrheit seinem Volk nimmer zu gut halten; Alleine, unsere Prinzen werden selbst, so bald sich bey ihnen die Lüsten regen, in dieses bezaubernde Moden-Land gebracht. Was sag ich, sie selbst, wann sie hernach zur Regierung kommen, richten alles à la Françoise ein, Kleider, Aufputz, Geschirr, Essen, Trinken, Spielen, Sprache, Sitten, Gebehrden, Tänze, Musicken; alles muß nach den Franzosen riechen, schmecken, hüpfen, schnarchen, thönen und gemustert seyn. Hier ist aller guter Rath vergebens.

Fünfte Betrachtung

Von der gemeinen Sicherheit in Ansehung des Land-Friedens.

Wann nun durch vorgedachte Mittel ein Land wohl bevölkert und in einen florreichen Wohlstand gesezet ist, so komt es ferner darauf an, daß darinnen auch Ruhe und Friede herrsche, und ein jeder unter seinem Feigen-Baum, wie die Schrift redet, sicher wohnen mögte.

Wo aber ein Regent mit der Heldensucht angestecket ist, und nur immer auf Eroberungen und Sieges-Cränze denket; mithin die ganze Wohlfahrt des Staats seiner einzigen Ehrsucht aufopfert; Da sind alle obige Anschläge vergebens; da wird Handel und Wandel unterbrochen, der Feld-Bau gestöret, Kunst und Wissenschaft zum Land hinaus getrieben. Da wird der Landmann vom Pflug, und der Arbeiter von der Werkstatt weggenommen. Beyde werden gezwungen ein Schieß-Gewehr zu handthieren und Soldaten abzugeben. Der Burger wird mit Einquartierung, der Bauer mit Vorspann und Durch-Marschen gequälet. Der Adel, will er nicht mit zu Felde ziehen, und seinem Fürsten zu Ehren andere würgen helfen, und dabey sein eigen Leben in die Schanze schlagen, so wird er entweder nicht viel geachtet, oder muß wohl gar auf seinen Gütern ein glei-

ches Schicksal wie seine Bauren gewärtig seyn. Alle Stände müssen darunter leiden, wo der Soldaten-Stand die Oberhand hat, und der Fürst einen Länder-Verderber, oder wie man es nennet, ein Helden abgeben will. Die Musen fliehen vor dem Klang der Waffen, wie die schüchterne Tauben die ein Schuß verjagen kan. Die Bürger suchen ihre Sicherheit in den benachbarten Ländern, so bald ein feindliches Heer im Anzug ist. Ein jeder schleppet seine Baarschaften an Geld, Gold, Kleinodien und Silberwerk mit sich fort. Was zurück bleibet, ist dem Feind zur Beute ausgesezet. Da würget das Schwerdt, der Schrecken, der Hunger und die Seuche: Da wird das Land öd und wüste, da erstickt die allgemeine Noth den Ehstand, die Nahrung, und das häusliche Leben. Unordnung, Wildheit, viehische Brunst und Tobsucht wüten allenthalben. Da werden mehr Menschen getödtet, als gezeuget, und mehr gezeuget als verpfleget. Mit einem Wort, da hat alle Wohlfahrt des gemeinen Wesens ein Ende.

Ein Fürst, welcher demnach seine Länder im Flor erhalten will, der muß sein Volk schützen, den Krieg meiden, und den Frieden handhaben.

Doch wie kan ein Fürst länger Friede haben, als sein Nachbar will? Dieses ist die gemeine Ausrede. Allein, seit dem man die Heldensucht vergöttert hat, ist es einem Fürsten eine allzuempfindliche Versuchung, den Nachbarn mit

Krieg

Krieg zu überziehen und auf dessen Unkosten seine Gränzen zu erweitern.

Eigenmächtige Fürsten haben selten Frieden unter einander, weil sie noch immer suchen gröser und mächtiger zu werden. Hierzu dienet ihnen der Vorwand von allerhand Ansprüchen und Rechts-Forderungen, die sie auf andere Länder formiren, und deren sie immer eine Anzahl im Vorrath haben. Will nun der andere sich darzu nicht gutwillig bequemen, so giebt es Krieg. Freye Staaten im Gegentheil richten ihre Absichten mehr auf ihre Erhaltung als auf fremde Eroberungen. Sie meiden den Krieg als das gröste Ubel. Haben die Fürsten einige Rechts-Streit oder Ansprüche auf gewisse Länder, warum lassen sie sich nicht, durch die Vermittelung anderer Staaten, darüber friedlich aus einander sezen? Warum greiffen sie so hitzig nach den Waffen? warum entbehren sie allenfalls nicht lieber etwas von ihren Gerechtsamen, und deren zu fordern habenden fremden Provinzen? O! wenn ihnen die Wohlfahrt ihrer eignen Länder ein wenig zu Herzen gieng? wenn sie nur eine durch Mitleiden gerührte Seele hätten, und sich nur einigermasen den Jammer und das Elend vor Augen stellen könten, welche die unvermeidliche Folgen sind, die der Krieg pfleget nach sich zu ziehen? Gewiß, sie solten sich lange bedenken, ein solches Feuer in eines Nachbarn Land anzuzünden, dessen Flammen sich eben so leicht um-

wenden und ihr eignes in Asch und Graus verkehren können.

Es ist zwar an dem, daß öfters ein Staat, wenn er auch gleich noch so gern den Frieden halten wolte, doch ofters ganz unschuldig mit in einen Krieg eingeflochten wird. Es geschiehet solches, wann derselbe zwischen zwey kriegenden Theilen gelegen ist; also, daß er beständig mit Durchmarschen, Einquartierungen, Proviant-Lieferungen und dergleichen mitgenommen wird, wo er nicht gar zum Sitz des Krieges dienen muß. Hier wird es nun freilich einem solchen Staat über die masen nah gelegt, um die eine oder die andere Parthey zu ergreifen, und sich zu derjenigen zu schlagen, die er vermeynet, daß sie ihn am besten schützen, oder ihm die wichtigste Vortheile versprechen könte. Am allerwenigsten ist es rathsam aus Ungedult, oder aus unüberlegter Rache, ein Mit-Gefährte des Krigs abzugeben.

So zogen vor einigen Jahren zwey grose Heeren in Teutschland herum, ohne daß weder das Reich überhaupt, noch die meiste Fürsten insbesondere daran einen Antheil hatten. Verschiedene Länder musten davon hin und wieder vieles leiden; gleichwohl aber fand man nicht rathsam, sich selbst mit in den Krieg zu verwickeln. *

Im

* Dieses geschah die Jahre 1742. 1743. und 1744.

Im Gegentheil versahen es hier die Genueser, welche es vielleicht ewig zu bereuen Ursache haben, daß sie durch den Glanz der siegenden Französischen und Spanischen Waffen sich verblenden liesen, ihre Parthey zu ergreifen, und in ein so gefährliches Spiel sich mit einzumengen.

Die Holländer wissen sich in diesem Stück viel besser in acht zu nehmen; man mag ihre Aufführung bey dem jezigen Krieg tadeln wie man will? Ich muß solche bewundern, und für eine Klugheit halten, die der Verfassung ihres Staats gemäß ist, dessen ganze Wohlfahrt sich auf die Handlung und auf den Frieden gründet. Doch dürfte dieser Friedens-Eifer, wann sie solchen zu weit treiben solten, auch schädlich seyn, zumal, wann der gegenwärtige Nutzen sie verhindert, auf ihre zukünftige Sicherheit zu denken. *

Im übrigen mag man es nehmen wie man will, so ist der Krieg allzeit einem Land schädlich; und so theuer man auch den Frieden kauft, so ist er dennoch demselben vorzuziehen. Dieses lautet gar nicht großmüthig. Auf diese Weise werden es wenig Helden geben? Doch, wolte GOTT! wir wüßten gar nichts von solchen Helden, die darinn die gröste Ehre suchen Blut zu vergiesen, Länder zu verheeren und ganze Völker unglücklich zu machen.

* Diese Umstände beziehen sich auf die Zeit, worinn diese Staats-Kunst ist geschrieben worden, nemlich auf das 1746. und 1747. Jahr.

Man siehet in Teutschland hin und wieder noch traurige Denkmäler von dem so genannten dreysig-jährigen Krieg. Ohneracht bey nahe schon hundert Jahre verflossen sind, da durch den westphälischen Frieden die gemeine Ruh wieder hergestellet wurde.

Das Königreich Ungarn, ist bey allen seinen schier unerschöpflichen Reichthümern beständig arm, weil es fast immer durch lang anhaltende und gräßliche Kriege ist mitgenommen worden. Was haben nicht die Spanische Niederlande, Savoyen, Pfalz, Italien und in den lezten Feld-Zügen die Bayerisch- und Böhmische Länder, von der Wuth des Kriegs gelitten? Da kan man wohl sagen: Nulla salus bello.

Was helfen alle Vortheile und alle Schätze, womit die gütige Natur diese schöne Länder bereichert hat, wenn ihre Einwohner derselben nicht in Ruhe und in Friede geniesen können, sondern immer in Furchten leben müssen, daß ein feindliches Heer sie überfallen, und eben deßwegen ihre Provinzen zum Sammel-Platz der Waffen und zum Sitz des Krieges machen mögte, weil sie alles im Ueberfluß haben, was zur Unterhaltung eines Kriegs-Heers vonnöthen ist.

Wie treflich leuchtet uns im Gegentheil der blühende Wohlstand von Engelland, Holland, Venedig, von der Schweitz und andern Republicken in die Augen, weil in diesen Ländern in langer Zeit kein feindliches Heer ist gesehen

sehen worden. Selbst aber darinnen keine solche Helden erhoben werden, die ihren Ruhm in dem Verderben der Länder und in dem Jammer des menschlichen Geschlechts suchen.

Damit man aber einen Staat nicht den gefährlichen Absichten seiner Feinde bloßstellen mögte, so erfordert dessen Sicherheit, beständig so viel streitbare Männer zu unterhalten als es nöthig ist, solchen mit Nachdruck zu begegnen. Hierzu dienen nun besser eingesessene Bürger und Unterthanen, als Fremde um Geld angeworbene Soldaten, die weiter kein Handwerk treiben. Diese verursachen öfters an verschiedenen Orten, auf dem Land und auf den Strasen, so viel Unsicherheit, als die Strasen-Räuber selbst. Sie sind nach ihrer äuserlichen Verfassung guten theils nur blose Müßiggänger; in dieser einzigen Eigenschaft sind sie schon dem Staat eine grose Last. Müssige Leute können nichts anders als Böses thun und Schaden bringen: sie sinnen auf lauter Muthwillen und Buben-Stücke: sie stöhren alle Ordnungen, allen Frieden, alle Sicherheit im gemeinen Wesen. Und gleichwohl muß das Land diese unnützige Creaturen, diese schädliche Taugenichts mit schweren Kosten unterhalten. Ja mancher arme Land-Bauer und Handwerks-Mann muß sie noch darzu bey sich beherbergen, und von denselben mancherley Muthwillen und Drangsal erdulden. Dieses lauft ganz gegen den Endzweck, warum man Soldaten hält; Allein darnach fragen viele Fürsten nicht, wann sie nur dem Schein nach, reich

reich und groß, und mächtig werden; darzu gebrauchen sie ihre Soldaten, die Unterthanen mögen darunter leiden so viel sie können. Warum solte sich der Fürst um so viel gemeine Leute bekümmern? Sie müssen es sich zur Ehre rechnen, wann er sich ihrer zu seiner Hoheit bedienet: und denken: Dulce est pro principe mori.

Solte man nicht viel besser die Ehre für die gemeine Sicherheit zu machen, einigen unsern ehrlichen Bürgern und Landleuten überlassen, wenn man keine andre Absichten als des Landes Wohlfahrt hätte? Warum solten in Waffen geübte Einwohner im Nothfall nicht tapfer genug seyn, einen frechen Feind von ihren Gränzen abzuhalten? Ja, spricht man, sie sind aber nicht exerciret, sie verstehen keinen Krieg, kein Commando, kein Feuer ꝛc. Dieses sind grausame Sachen. Mancher lernet sein Handwerk in einem Jahr, mit allen Kunst-Griffen die darzu erfordert werden, und man soll nicht binnen eben dieser Zeit, so viel lernen können, wie man den Kopf halten, die Füsse stellen, das Schies-Gewehr handthieren, und auf ein Wort pariren muß? Doch gesezt, es erfordere dieses alles eine lange Uebung; wohlan, so drille man die junge Mannschaft in Dörfern und in Städten so lange und so viel, als man es nöthig und gut findet: Man lasse aber hernach einen jeden wieder zu seiner Arbeit gehen. Denn ein bloses Handwerk aus dergleichen Sachen zu machen, komt mir schier vor, als wenn man junge Leute,

die tanzen lernten, nur allein Tänzer wolte werden lassen. Würden diese Tänzer nicht bald die ganze Welt zum Tanz-Boden machen wollen?

Es ich wohl ein recht trauriges Handwerk, wenn ein Mensch nach der Kunst lernet, andere würgen, und sich darbey verhärtet, die Natur in ihren zärtesten Bewegungen zu unterdrücken; bloß um einem Fürsten mehr Ansehen und Macht zu erwerben. Unsere Helden mögen es mir zu gut halten: Ich kan nicht so fein denken, daß ich darinn etwas edles, erhabenes und großmüthiges finden könte. Nach meinen einfältigen Begriffen, dünket mich nur derjenige ein wahrhaftig groser und edler Mensch zu seyn, der an statt andere Menschen leiden zu machen, ihnen Gutes zu erweisen trachtet. Hätten die Grosen dieser Welt keinen anderen Entzweck mit ihren Soldaten, als die Erhaltung der gemeinen Ruhe und Sicherheit; so würden sich die Sachen leicht auf einen andern Fuß sezen lassen.

Ich habe mir vor ein paar Jahren die Freyheit genommen, meine Gedanken darüber in folgenden Entwurf der Welt vor Augen zu legen: Ich will solchen allhier, wie wohl etwas verkürzt mit einigen Veränderungen mit beyfügen.

* * *

Kurzer Entwurf, von der Aufrichtung eines beständigen und im Land seßhaften Soldatens, an statt der fremden um blosen Sold dienenden Truppen.*

1.)

Man nehme aus jedem Dorf oder Flecken den zwölften Mann, wann er beginnet in seinen rechten Wachsthum zu kommen, und lasse ihn zum Kriegs-Dienste anziehen.

2.)

Sehe man darauf, daß diese Leute gesund, stark, wohl gewachsen, beherzt und geschickt zum Dienst seyn mögen: Unter 12. mag sich leicht einer finden, der so beschaffen ist.

3.)

Den Dienst müssen sie mit den aufschiesenden Jahren lernen, selbst aber vor dem 18ten Jahr nicht darzu gebraucht werden: Denn zum Krieg wird nicht allein ein starker gesunder Leib, sondern auch die nöthige Vernunft erfordert: Ut Tirones non tantum corporibus, sed etiam animis præstantissimi deligantur. **

4.) In

---

* Der Soldat / oder der Kriegs-Stand / betrachtet als ein Stand der Ehre / Cap. XIII. Dieses Buch, ist so wohl Französisch als Teutsch / bey dem Verleger dieses Werks / Joh. Fried. Fleischer zu bekommen.

** Vegetius Lib. I. C. 7.

4.)

In den Städten kan man auf gleiche Weise verfahren, doch ohne sich an eine gewisse Zahl zu binden: dann es sind darinn viel Kinder anzutreffen, die den Eltern zur Last fallen, und die Lust haben zu dienen.

5.)

Diese zum Soldaten-Stand ausgelesene junge Mannschaft müste nicht allein in solchen Dingen, die zum Krieg gehören, bestens unterrichtet werden, sondern sie müsten auch ein jeder dabey ein gemeines Handwerk lernen, oder, wenn sie Landleute sind, zum Acker- und Feldbau angeführet werden, damit sie im Stand seyn mögten, ihr eignes Brod zu verdienen, und nicht bloß Soldaten allein, sondern auch nützliche Bürger und Unterthanen abzugeben.

6.)

Zu dem Ende müsten besondere Kriegs- und Ritter-Schulen bestellet werden. In den ersten würden die gemeinen Soldaten, in den andern aber der junge Adel, der sich den Kriegs-Diensten wiedmen wolte, in den nöthigen Leibes-Uebungen und Kriegs-Wissenschaften unterrichtet. Wobey man ihnen zugleich die Pflichten der Religion und des bürgerlichen Lebens auf alle mögliche Weise mit beybringen muß: Von der Einrichtung und den Anstalten dieser Soldaten- und Ritter-Schulen, sehen wir zu Paris, Dreßden, Berlin und Petersburg, einige zureichende Exempel.

7.) Die

7.)

Die Stellen der niedrigen Befehlshaber, als Fähndrich und Unter-Hauptleut, könten aus der Schul des jungen Adels, oder der so genanten Cadet, besezet, und diese so fort nach Verdiensten weiter befördert werden. Dann die vornehme Kriegs-Aemter schicken sich deswegen für den Adel am besten, weil er durch seine Geburt und durch seine Lebens-Art ein gewisses Ansehen hat, welches Leuten von geringer Abkunft und einer niederträchtigen Aufführung nicht so eigen ist; Solte sich aber etwas groses und edles auch bey gemeinen Leuten hervor thun, so muß man allezeit der Tugend noch mehr Ehre als der Geburt erweisen: dann Verdienste gelten mehr als Ahnen.

8.)

Die Regimenter müsten nach den Provinzen, und die Rotten nach gewissen Städten und Aemtern eingetheilet werden, und auch davon die Nahmen führen, damit also ein Land und eine Gegend vor der andern sich hervor zu thun, einen edlen Eifer zeigen mögte.

9.)

Im Dienst selbst müste man denen auf solche Art eingerichteten Kriegs-Leuten mit allem Glimpf, nicht mit Fluchen und Schelt-Worten begegnen: man müste ihnen eine saubere Kleidung, schönes Gewehr, und nothdürftige Verpflegung geben, damit sie solchergestalt zum Dienst und zur Beobachtung ihrer Pflichten,

desto-

destomehr aufgemuntert, und von dem gemeinen Pöbel mögten unterschieden werden.

10.)

Müste man einen Theil davon, als eine Besatzung, in die Städte und veste Plätze legen, und darinn die Kriegs-Uebungen beständig fortsezen; Theils aber müsten sie zu Hause bey ihrem Handwerk oder sonst üblichen Verrichtungen bleiben; dergestalt, daß immer alle 3. oder 6. Monate einer den andern ablösen, und also Wechselsweise, bald seinen Geschäften, bald dem Dienst abwarten könte.

11.)

Die Befehlshaber müsten kluge, tapfere und im Kriegs-Wesen gründlich erfahrne Leute seyn, und alle diejenige Eigenschaften besitzen, die zu einem ehrliebenden und rechtschaffenen Mann erfordert werden; Damit sie ihren Untergebenen wohl vorstehen, sie wohl regieren und ihnen durch ihre eigene Aufführung in allen Stücken Nachahmungs-würdige Exempel geben mögten.

12.)

Müste man allenthalben, es sey zu Haus, oder in der Besatzung, oder im Feld, eine genaue Mannszucht beobachten, damit so wohl gute Sitten, als eine gute Ordnung, beständig unter dem Kriegs-Volk beobachtet werde.

13.)

Damit aber der Müssiggang und die Faulheit, auch diejenige Mannschaft, die in den Besatzungen liegen, nicht verderben und aufreiben mögen, so müßte diesem Ubel auf alle nur ersinnliche Weise vorgebogen, und der Soldat immer mit etwas beschäftiget werden; Denn wo Trägheit, Weichlichkeit, und ein liederliches Leben bey den Kriegs-Leuten überhand nimmt, da werden sie zu allen rühmlichen und tapfern Thaten untauglich.

14.)

Diejenige, welche sieben bis acht Jahre lang wirkliche Dienste gethan, müsten so dann, wo sie Lust hätten, sich häuslich nieder zu lassen, und auf ihrem Handwerk, oder bey ihrem Feld-Bau sich zu nähren, in so weit ihren Abschied bekommen, daß sie ferner keine ordentliche Dienste mehr thäten; doch bleiben sie vor wie nach Soldaten, und könten, wann es die Noth erfordert, und die andere ins Feld rücken müsten, ihre Städte und Vestungen als eine ordentliche Besatzung bedecken, mithin das Land gegen alle feindliche Anfälle mit beschützen helfen.

Auser dem hätten sie in Friedens-Zeiten mit dem Soldaten-Wesen weiter nichts zu thun, als daß sie je zuweilen aufziehen, zusammen kommen, die Musterung paßiren, und ihre Waffen-Uebungen machen müsten.

Patriæ

- - - Patriæ idoneus, utilis agris
Utilis & bellorum & pacis rebus agendis. *

15.)

Eine Zeit von sieben bis acht Jahr wär also das Ziel der ledigen jungen Purschen, welche in ordentlichem Sold stünden: Nach dieser Zeit könten sie entweder abdanken und ihr Handwerk treiben, oder auch gestalten Umständen nach, so lang sie wolten, und gesund und stark blieben, den Dienst fortsezen. Wären aber der Soldaten mehr als man nöthig hätte, so dankte man die überzehlichen ab; doch so, daß man eine Auswahl machte, und die tüchtigsten behielt.

16.)

Diejenige Kriegs-Leute die sich häuslich niederliesen, und also beständig ihren Geschäften abwarten könten, bekämen weiter keine Besoldung nicht. Dargegen aber hätten sie, so lang sie Soldaten bleiben, folgende Vortheile zu geniesen. 1) Hätten sie den Rang vor ihren Mit-Bürgern gleiches Standes: denn der Nahme eines Soldaten, bedeutet schon von Alters her, so viel als eine Würde. Virtus militaris, sagt Cicero, præstat cæteris omnibus. 2) Wären sie von allen bürgerlichen Lasten und bäuerlichen Frohn-Diensten völlig frey und ledig. 3) Dürften sie vor keiner andern Obrigkeit, als vor dem Kriegs-Gericht belanget werden, ausgenommen in bürgerlichen Fällen. 4) Mü-

* Juvenal.

4) Müsten insbesondere die Befehlshaber zu allen ansehnlichen Diensten, so wohl bey Hof, als im Land und bey den Dicasterien, so viel es ihre Kriegs-Aemter leiden, vorzüglich mit gezogen werden. 5) Behielten die Gemeinen Wehr und Waffen, und würden auch sobald sie Dienste thun müsten, gleichförmig gekleidet. 6) Bekämen sie in Kriegs-Zeiten auch gleich andern ihren ordentlichen Sold. 7) Im Fall sich einige durch Tapferkeit und andre rühmliche Thaten auszeichneten, müste man sie nach Verdiensten belohnen.

17.)

Auser diesen also ordentlich eingerichteten Land-Völkern, könte ein Fürst, nach Maßgebung seiner Hofstatt, und seiner persönlichen Sicherheit, eine Leib-Wache, nebst einigen Regimentern Reuterey halten, welche leztere in Friedens-Zeiten zur gemeinen Sicherheit, die Strasen und Wälder von Räubern und liederlichen Gesindel rein halten; bey Empörungen aber, innerlichen Unruhen, Feindes Gefahr und dergleichen, am ersten bey der Hand seyn müsten. Zur Leib-Wache könte der Fürst die schönste Mannschaft sich auslesen, und dazu sowohl fremde, als einheimische gebrauchen, damit sie ihm beydes zur Pracht als zum Schutz dienen mögte. In pace decus, in bello præsidium.

Der Nutzen von einer solchen Aufrichtung eines beständigen und im Land seßhaften Soldatens, ist sehr merklich und ins Auge fallend.

lend. Erstlich, in Ansehung der Kosten. Zweytens, in Ansehung der allgemeinen Wohlfahrt. Drittens, in Ansehung der guten Sitten. Viertens, in Ansehung des Kriegs an und für sich selbst.

I.

Man setze zum Exempel, ein Fürst habe zur Bedeckung seines Landes sechzig tausend Mann vonnöthen: die Helfte davon wären als Bürger und Land-Leute zu betrachten, die bey einer ordentlichen Handthierung zu Hause, bey ihren Werkstätten und bey ihrem Feld-Bau sich aufhielten: Sie wären unter gewissen Fahnen und Regimentern eingetheilet: Sie hätten weiter keine Verhinderung in ihren Nahrungs-Geschäften, als daß sie monatlich ein paarmal sich versammlen, und ihre Waffen-Uebungen machen müßten, dieses wär alles. An statt ihnen also eine Besoldung zu reichen, würden sie sich gern mit denen Art. 16. gemeldten Vortheilen begnügen lassen.

Diese dreysig tausend Mann wären also zur Bedeckung des Landes beständig auf den Beinen zu halten ohne der Cammer einen Pfennig zu kosten. Dann Zelten, Pferde, Rüst-Wägen und dergleichen, würden sie nicht nöthig haben, weil sie nicht mit zu Felde zögen, sondern nur die Vestungen, Städte, Schlösser und Haupt-Pässe zu besezen hätten. Die Freyheiten, die sie für ihre Personen geniesen, würden der Cammer an ihren ordentlichen Einkünften nichts benehmen,

 son-

sondern solchen Abgang durch den Vertrieb ihrer Hand-Arbeit reichlich wieder ersetzen.

Die andere dreyßig tausend Mann thäten in einem Jahr nur sechs Monat wirkliche Dienste, weil sie sich einander alle 3. oder 6. Monathe in dem Dienst ablöseten; Also hätten sie die Helfte des Jahrs für sich und ihre Geschäften frey; die Obersten und Befehlshaber, könten auch zum Theil, einige Zeit bey Hof, oder zu Hause auf ihren Gütern zubringen, und daselbst ihre anderwärtige Geschäfte mit besorgen. Diejenige, welche besondere Verdienste und Wissenschaften hätten, könten zugleich, gestalten Umständen nach, Hof- Staats- und bürgerliche Aemter dabey begleiten, und die daher fliesende Vortheile mit geniesen: Wie solches bey den alten Griechen und Römern üblich war; Da ein rechtschaffener Mann bald einen Soldaten, bald einen Richter, bald einen Abgesandten, bald einen andern Beamten des Staats abzugeben pflegte.

Alle diese, so wohl Vornehme als Gemeine, könten nun auf solche Weise in Friedens Zeiten sich gar wohl mit der Helfte des Solds, den sie zu Kriegs-Zeiten bekämen, begnügen lassen. In Betrachtung, daß sie die Helfte des Jahrs ihren eignen Geschäften mit abwarten könten; der Dienst aber in Friedens-Zeiten weder beschwerlich, noch kostbar und mühsam seyn würde. Wolten sie diese leere Stunden dem blosen Müßiggang wiedmen, so

würden

würden sie mit der lange Weile sich plagen müssen, welche jederzeit weit verdrießlicher, als die Arbeit selber ist. Also hätte es auf diese Weise seine Richtigkeit, daß sechzig tausend Mann nur so viel als zwey und zwanzig tausend und fünf hundert würden zu unterhalten kosten.

II.

Ferner, so würde nach obiger Einrichtung das Kriegs-Volk dem Staat nicht allein nicht zur Last fallen, sondern es würde solches auch noch zu dessen merklichen Aufnahm sehr vieles mit beytragen: Alle und jede Einwohner genössen dadurch der so nöthigen Sicherheit; sie könten in ihren Häusern ruhig und unbeeinträchtiget leben, ihre Haushaltungen ordentlich führen, ihre Kinder wohl erziehen, ihren Geschäften ungestöhret abwarten, mithin durch Fleiß und Ordnung etwas gewinnen und vor sich bringen. Auf solche Weise würde das Volk sich von Tag zu Tag noch immer vermehren, Handel und Wandel wohl von statten gehen, und die allgemeine Nahrung treflich befördert werden.

Dreysig tausend, oder vielmehr 45000. arbeitsame Männer, dann 15000. rechne ich beständig im Dienst, würden gewiß keinen geringen Nutzen dem gemeinen Wesen bringen; da im Gegentheil so viel tausend Müßiggänger einem Staat so schädlich, als die Raupen und das Ungeziefer den fruchtbaren Bäumen sind. Der Feld-Bau, die Fabricken, die Handlung,

die Künste und Wissenschaften, alles würde dadurch in bessern Flor kommen: die Soldaten dürften nicht mehr in ihrer Mit-Bürger Häuser einquartiret, noch auf Unkosten der armen Landleute verpfleget werden: Welches eine der grösten Drangsalen, und ein rechtes Verderben der Länder ist. Kein Handwerks-Mann, kein Bauer kan seiner Nahrung gebührend abwarten, wo er einen solchen Müßiggänger auf dem Halse sitzen hat.

Nun aber müssen alle Haushaltungen, sie seyen groß oder klein, zu Grunde gehen, wann sie in Unordnung gerathen. Da wird das Land voller Bettler und Lumpen-Gesinde. Da siehet man die Werkstätte von Arbeitern und Gesellen entblöset. Da muß man an statt der Kaufmanns- und Lager-Häuser, Hospitäler und Wayssen-Häuser aufrichten, um der von allen Seiten eindringenden Noth die Hand zu bieten. Diese Wahrheiten fallen nur all zu viel in die Augen. Obige Einrichtung könte allem diesem Ubel abhelfen. Der Handwerks-Mann würde seine Gesellen, und der Feld-Bau die stärkste junge Leute behalten. Jeder würde in seiner Hütte ein ruhiges, ordentliches und nahrhaftes Leben führen können. Der Müssiggang würde nicht mehr den Soldaten, und dieser nicht mehr die Bürger und die Bauern plagen: sie müsten eben so wohl arbeiten, wie andere ehrliche Leute auch. Denkt man erstlich auf die Bevölkerung, als auf den Grud, worauf die Macht und Hoheit eines Staats beruhet, so erwege man nur, wie viel 30000. Mann,

welche nach unsrer heutigen Soldaten-Einrichtung, wenigstens bis auf den fünfzehenden Mann ledig bleiben müsten, zur Vermehrung und zur Fortpflanzung der Einwohner beytragen würden. Ist also der Nutzen des Staats auf allen Seiten hier über die masen groß, und sichtbar.

III.

Drittens, würde auf solche Weise der Kriegs-Stand ein wahrer Ehren-Stand seyn und heisen können: Die gewöhnlichen Laster, die aus dem Müßiggang entspringen, würden denselben nicht mehr durch ihre Ausschweifungen schänden: die Soldaten würden nicht immer, wie es heut zu Tag geschiehet, auf dem faulen Luder liegen, und auf nichts als unwürdige Streiche denken. Die Aufführung ihrer Befehlshaber, derselben Exempel und stets anhaltende Aufsicht, würde sie in guter Zucht halten, und ihnen beständig diejenige Ehre vor Augen stellen, die allein ihren Stand achtbar machet; sie würden also nicht nur nützliche Soldaten, sondern auch redliche und wohlgesittete Leute seyn. Elendes Volk! welches ein steter Müssiggang peiniget, und deshalben sich selbst so verdrieslich als andern Menschen beschwerlich ist. Das Böse wird hier gleichsam eine Nothwendigkeit. Die mindeste Bewegung, die man mit dergleichen Truppen vornimmt, reitzet die Gerechtigkeit des Himmels zur Strafe, und erfüllet alles mit Abscheu und Schrecken.

Diese einzige Betrachtung solte genug seyn, einen vernünftigen Fürsten dahin zu bewegen, dergleichen unwürdige Soldaten abzuschaffen, und dargegen ein ehrliches, ordentliches und wohlbestelltes Kriegs-Heer aus seinem eignen Volk aufzurichten.

IV.

Es würde viertens ein solches Kriegs-Heer dem Fürsten auch nicht weniger Glück und Sieg gegen seine Feinde zuwege bringen. Es ist ganz natürlich, daß Leute, die ihre Häuser, ihre Güter, ihren Fürsten, und ihr Vaterland zu beschützen haben, bey sich ereignender Gefahr mit mehr Eifer und Muth pflegen entzündet zu werden, als ein Zaumloses aus dem Schaum des Pöbels zusammen gerafftes liederliches Gesindel, das weder Zucht, noch Ehre, noch gute Sitten kennet; das nichts zu verliehren hat, als ein viehisches Leben; und das da am liebsten beschäftiget ist, wo es am wildesten und unordentlichsten zugehet.

Die Geschichte lehren zur Genüge, daß mit kleinen Kriegs-Heeren, welche aus geübten und auserlesenen Soldaten bestanden, weit mehr ist ausgerichtet worden, als mit andern, die groß und weitläuftig waren, und welche in ihrer eigenen Gröse die meiste Hinderniß in ihren Unternehmungen fanden.

Xerxes überzog Griechenland mit einem erstaunlich grosen Heer, und meynte solches durch

eine so auserordentliche Macht unterwürfig zu machen. Allein, die so schlaue als streitbare Griechen, sezten ihm in den gefährlichsten Pässen nur etliche kleine Haufen tapferer und Kriegsverständiger Männer entgegen, und schlugen sie zur Verwunderung der ganzen Welt.

Darius verließ sich ebenfalls auf seine ungeheure Macht. Alexander hatte kaum einen Macedonier gegen zehen Persianer, und überwand sie doch. Der Haupt-Vortheil dieses grosen Welt-Bezwingers bestund darinn, daß er eine auserlesene Mannschaft beysammen hatte, davon auch der geringste einen Hauptmann abgeben konte. Alle seine Unternehmungen giengen deswegen so schnell, so muthig und so glücklich von statten. Es war, als ob er mit einem fliegenden Heer die gemächliche und langsame Asier überfiel. Kein unnützer Pracht, kein beschwerliches Gepäck, kein weichliches Rasten; nichts hemmte den Lauf seiner Siege. Er führte den Krieg nur gegen bewafnete Männer, und nahm im Gegentheil alle Einwohner derjenigen Länder, wo er hinkam, in seinen Schutz. Alles blieb darinn in Ordnung, niemand wiederfuhr einiges Leid. Er fand deswegen aller Orten, was zur Erhaltung seines Heers vonnöthen war. Bey uns wirft der blose Schrecken, wo nur eine Armee in Anzug ist, schon alles in die Flucht: Parthengänger, Freybeuter, Maroden, Troß, Marketender, Ausreiser, ja gar die wilde unflätige Amazonen, die einen Zug begleiten, überlaufen als freche Vorboten das Land, und verkündigen ihm den nahen Untergang.

Cäsar überwand überaus grose Kriegs-Heere mit einer Hand-voll muthiger Römer. Er schlug Pompejum in den Pharsalischen Feldern, ob er gleich an Mannschaft viel schwächer war. * Mit welchem unglaublich schnellen Fortgang, warfen nicht zu unsern Zeiten vier und zwanzig tausend Schweden, unter Anführung ihres Königs Carl des XII. alle dessen mächtige Feinde in die Flucht? und was würde dieser beherzte König nicht noch ausgerichtet haben, wenn er durch so groses Glück nicht geblendet, verwegen worden wär. Andrer Exempel, deren die Geschichte voll sind, hier zu geschweigen.

Nichts verdienet demnach mehr die Aufmerksamkeit eines grosen Monarchen, als ein solches wohl eingerichtetes, aus ehrlichen und wackern Leuten, in seinen eignen Ländern zusammen gelesenes Kriegs-Volk, welches mit wenig Kosten kan unterhalten werden, welches dem Staat zur Sicherheit und zur Aufnahme dient, welches niemand zur Last und zum Unfug ist, welches an und für sich selbst so ehrbar als tapfer, und so ansehnlich als nützlich ist, dergestalt, daß man die gröste Dinge damit unternehmen könte. Die Lebens-Mittel, und andere Kriegs-Nothwendigkeiten, würden alle viel leichter und viel hurtiger können herbey geschaft werden. Weil die Ehre dem Vaterland zu dienen alle rechtschaf-

fene

* Cui nulla res magis exitio fuit quam exercitus magnitudo *Dion. Lib.* 24.

sene Gemüther entzündet, und mit Eifer und Großmuth in Bewegung sezet, als wo die ungeheure Menge, Ordnung und Anstalten verwirret. An guten Generalen und Befehlshabern würde es auch weniger fehlen; Ordnung und Kriegs-Zucht, als die Seele eines Kriegs-Heers, könten in solchen Umständen weit besser erhalten und beobachtet werden, ohne daß man nöthig hätte, sich mit so vielem Gesindel und unnützen Gepäcke zu schleppen.

Dieses wird hoffentlich genug seyn, zu beweisen, daß ein nach obgemeldter Verfassung eingerichtetes, aus der besten Mannschaft des Landes ausgelesenes Kriegs-Volk den hier angepriesenen ganz unleugbaren Nutzen haben würde.

Ein Einwurf, ich muß es selbst bekennen, kan nichts destoweniger diesen ganzen Plan mit einmal verdächtig machen. Die Sicherheit des Fürstens, sagt man, könte darunter leiden, wenn auf solche Weise die Macht des Landes bey dem Volk seyn würde. Dieses hat seine Richtigkeit, wenn der Fürst seiner Gewalt mißbrauchen, und als ein Tyrann sein Volk unterdrücken wolte. Die Freyheit des Vaterlands, und die dargegen handelnde barbarische Wuth eines grausamen Gebieters, dürften allerdings solche rechtschaffene Leute gegen ihn in die Waffen bringen. Es wäre aber lächerlich, mit einem solchen Fürsten, von der Aufnahm eines Staats zu sprechen, der sich dar-

aus eine Freude machte, davon einen Zerstörer abzugeben.

Es komt also hier nur auf die Haupt-Frage an: Ob man nemlich die Hoheit des Fürstens, und die Aufnahme der Länder, wie es die Vernunft und die Sache selbst erfordert, mit einander verbinden; oder, ob man solche, nach einer schädlichen Staats-Sucht, von einander trennen will? Im lezten Fall taugen meine Vorschläge gar nichts: sie könten alle Absichten eines Tyrannen, wenn sie auch noch so behutsam abgefasset wären, mit einmal zu nichte machen: Niemand verständiges aber, wird in Abrede seyn, daß ein Fürst seine Macht, sein Ansehen, und seine ganze Hoheit auf etwas sicherer gründen könte, als auf die wahre Aufnahme seiner Länder, und auf die unzertrennliche Liebe seines Volks, welches er als die Glieder seines Staats, davon er das Haupt ist, stets betrachten muß. Trennet man eines von dem andern, so wird nichts anders als ein todter oder verstümmelter Staats-Cörper übrig bleiben.

Es kan demnach diese Furcht, daß, nach dem vorgemeldten Entwurf, die Macht des Landes bey dem Volk stünde, bey einem vernünftigen Fürsten gar nicht statt finden; in Erwegung, daß alle seine wahre Vortheile, die er als Fürst von seinem Staat erwarten kan und mag, am sichersten von der Wohlfahrt und der Liebe seines Volkes zu erwarten sind. Die einheimi-

heimische und im Land angesessene Soldaten, würden nicht allein, aus natürlicher Zuneigung zu ihrem Fürsten, sondern auch aus Betrachtung ihres eignen Nutzens, auf die Erhaltung der gemeinen Ruhe und Sicherheit unabläßig bedacht seyn: sie würden nichts so sehr als Zwietracht, Aufruhr, und innerliche Kriege verabscheuen, weil sie darinn ihr gewisses Verderben, wo nicht gar ihren gänzlichen Untergang, vor Augen sehen. Dargegen würden sie destomehr Muth und Tapferkeit gegen auswärtige Feinde bezeigen, weil sie, bey solchem Vorfall beydes den Fürsten und das Vaterland, als sich selbst, nebst ihren eignen Vermögen, zu vertheidigen hätten.

Mit denen um Sold gedungenen und mehrentheils fremden Truppen aber, hat es eine ganz andere Beschaffenheit: nichts ist wilder, unbändiger, und grausamer, als solche Völker: sie hausen um so viel barbarischer, je weniger sie dabey aufzusetzen und zu verliehren haben: Was kan ein liederliches und müßiges Gesindel anders anfangen, als Unordnung? Wie unerträglich ist ihm nicht das Joch der Gesetze? Darum dienen diese Leute nicht lieber, als wo alles fein bund und wild unter einander gehet: hier macht der Befehlshaber, wie er solches oft selber nennet, die beste Schnitt, und die Gemeine leben, wie sie wollen, auf ungerechte Kosten. Hier können sie rauben, plündern und allen

Muthwillen treiben: Dieses sind bey ihnen die Rechte des Kriegs, und die Vorzüge ihres vermeynten Heldenmuths.

So lange die Römer mit ausländischen Feinden zu thun hatten, und jeder Bürger sich daraus eine Ehre machte, im Nothfall gegen die Feinde des Vaterlandes die Waffen zu ergreiffen, so lange war Rom das Haupt der Welt. So bald sie aber begunten üppig und weichlich zu werden, und fremde Soldaten aus allerhand Völkern und Provinzen zusammen zu werben, nahm ihre Tapferkeit samt ihrer Kriegs-Zucht ein Ende; und dieses Zaumlose Gesindel spielte endlich dergestalt in Rom den Meister, daß schier kein Kayser mehr galt, als den die Soldaten, und diesen meistentheils im Tumult erwählet hatten. Auf diese Weise wurde die zuvor unüberwindliche Macht der Römer, ein Raub der allerverächtlichsten Völker.

Dieses wird hoffentlich genug seyn, einen vernünftigen Leser zu überzeugen, daß kluge Regenten nichts vortheilhafters und ersprießlichers vornehmen könten, als wenn sie den bisher so übel eingerichteten Militem mercenarium im Lande abschaffen, und dargegen den Militem nationalem auf obgemeldete Art einführen würden. Ma siehet davon noch zum Theil ein vernünftiges Beyspiel in den glückseligen Ländern der Schweitzerischen Eidgenossenschaft. Vor diesem war es auch noch in Teutschland

so gehalten. Kam ein Heer aus drey bis vier tausend Mann zusammen, so war dieses ein erschrecklicher Krieg. Mit einem Haupt-Treffen war insgemein die ganze Sache abgethan, denn die Nachbarn legten sich darzwischen und machten Frieden. Damit zog ein jeder wieder nach Haus. Der Junker auf sein Schloß, der Bauer in seine Hütte, und der Bürger hinter seine Mauren. Da waren die Kriege lange nicht so Land-verderblich, als heut zu Tag, da man mit Heeren zu 50. bis 100. tausend Mann die Länder überschwemmet. Wer damals ein Ritters-Mann seyn wolte, pflegte in gemeiner Noth aufzusitzen, und mit seinen reißigen Knechten, wann es erfordert wurde, ins Feld zu rücken: mitlerweile die Bürger in denen Städten mit ihren Arm-Brüsten die Thoren und Mauren beschützten. Warum solte etwas dergleichen nicht auch noch heut zu Tage statt finden können? Lernet nicht fast ein jeder Edelmann die Kunst, mit Wehr und Waffen umzugehen? siehet man nicht noch in den meisten Städten die Bürger mit gezogenen Röhren und andern Schieß-Gewehr sich üben? Lässet man nicht auch das junge Land-Volk zuweilen zusammen kommen, und lernet ihnen, wie es die Waffen handthieren soll? Fehlet hier noch etwas weiter, als daß man allen diesen Dingen eine gewisse Ordnung und Einrichtung gebe, wie man solches in dieser Abhandlung gezeigt hat; um der unnützigen, müßigen Soldaten und Lohn-Wächter entbehren zu können

nen, welche bisher an den meisten Orten zu einer allgemeinen Land Plage worden sind.

Nichts, als die eigenmächtige Gewalt, die nur auf die Unterdrückung des Volks, und auf eine unumschränkte Herrschaft ihre Absichten richtet, hat dergleichen Grund-verderbliche Soldaten ins Land geführet. Suchten die Fürsten ihr Volk nur in Ruhe und in Frieden, nach Maßgebung der Gerechtigkeit zu beschützen, folglich ihre wahre Gröse in der Wohlfahrt ihrer eignen Länder zu suchen; so dürften sie weder so viele, noch so kostbahre Truppen beständig in Sold erhalten.

Nec enim cives ſuos fortes efficere, nec armis inſtruere gaudent tyranni, ſed magis volupe eſt exterorum potentiam ſupra cives amplificare atque his ſatellitum loco utuntur. *Xenoph. apud Ariſtol.* Libro III. Pol. Cap. 10.

Sech-

Sechste Betrachtung

Von der Policey.

Unter dem Wort Policey, versteh ich alle diejenige Anstalten und Ordnungen, welche sich so wohl auf die gemeine Wohlfahrt des Staats überhaupt, als auf das Betragen eines jeden insbesondere beziehen. Ihre Verhaltung ist in Ansehung der verschiedenen Umständen und Personen, auch verschieden. Ich will darüber folgende kurze Betrachtungen anstellen.

I.

Von der Regiments-Verfassung.

Wo die Obrigkeit nichts taugt, da taugt alles nichts. Es ist nicht genug, daß man gute Gesetze hat, es gehören auch Leute darzu, die darüber halten, und die durch ihre eigene Aufführung zeigen, wie hoch sie solche verehren.

Eine unumschränkte Macht will keine Gesetze erkennen; sie fordert alles mit einer gebietenden Gewalt: sie hat keine andre Regeln, als sich selbst. Die Vernunft weiß nichts von einer solchen Regierungs-Art. Ein abscheulicher Frevel, der von einer ungemessenen Herrschsucht herrühret, hat das menschliche Geschlecht mit solchen Ketten und Banden der Dienstbarkeit belegt, daß es nicht mehr seiner natürlichen Freyheit gebrauchen kan.

Es

Es ist allezeit eine beständige Verpflichtung zwischen denen, die regieren, und zwischen denen, die gehorsamen sollen. Man kan keine Obrigkeit für rechtmässig und vernünftig erkennen, als mit solchen Bedingungen, die auf die Erhaltung der gemeinen Wohlfahrt abzielen. Wo diese gegentheilige Verbindlichkeit nicht ist und nicht beobachtet wird, da ist keine Ordnung, kein Gesetz und also auch kein gemeines Wesen.

Alle Regiments-Arten sind gut, wann sie zum Zweck die gemeine Wohlfahrt haben; alle taugen nichts, wann sie davon abweichen. Einige Länder, die durch Fürsten regieret werden, haben das Glück, daß sie sich weiser und gütiger Regenten rühmen können; Andere im Gegentheil, sind von ihren eignen Fürsten unterdrücket worden und zu Grunde gangen. Auf diese Weise wird das monarchische Regiment zur Tyranney.

Wo die Vornehmste alleine herrschen, da ist es auch so schlimm nicht, wann sich diese nicht zu viel bey dem Regiment heraus nehmen, das Volk nicht in seiner Freyheit kränken, noch mit steten eigenwilligen Auflagen beschweren, in der Absicht, sich und ihre Familien noch immer reicher, gröser und mächtiger zu machen. Wo dieses geschicht, da wird aus der Aristocratie eine Oligarchie. Das ist ein verwirrter Zustand, wo alles unbestimt und unordentlich untereinander lauft.

Wo

Wo Weißheit und Tugend mehr als Reichthum und Adel gelten, und das Volk die Freyheit hat, sich seine Regenten nach der Kenntniß ihrer Verdiensten selbst zu wählen, damit sie die gemeine Wohlfahrt nach den Gesetzen besorgen mögen, da ist der beste Grund zur allgemeinen Wohlfahrt. Da herrschet die Vernunft; da ist die Freyheit; da ist eine wahre Democratie. Nimt sich aber der Pöbel dabey zu viel heraus, und will alles durch seine Zünfte, und Handwerks-Gebräuche mit pochen und trotzen, mustern und meistern, da wird daraus eine Ochlocratie; oder daß ich es teutsch gebe, ein närrisches, unbändiges Wesen. Dann der Pöbel ist ein unsinniges Thier: dessen Zusammenkünfte geschehen im Tumult, dessen Rathschläge sind wütend, und dessen Handlungen rasend. Bricht er einmal loß, so wirft er seine Führer übern Haufen, und rennet in wilder Freyheit über alles hinaus; nicht anders wie ein unbändiges Stier, das auf einmal schüchtern worden, und Strick und Führer mit sich fort reiset.

Unter den Pöbel rechnet man alle diejenige, die nichts zu verliehren haben, und sich von ihrer täglichen Hand-Arbeit nähren; darunter gehören die gemeine Handwerks-Leute, die Dienst-Boten, die Taglöhner, das müßige Herrn-lose Gesindel, und dergleichen. Da im Gegentheil diejenige, die in öffentlichen Aemtern stehen, ingleichen, alle begüterte Haus-Väter,

Bayerische Staatsbibliothek München

die Kinder und Gesinde haben, darunter nicht zu zehlen sind, indem sie nach Maßgebung ihrer Würden und Umständen schon etwas im gemeinen Wesen mit zu sagen haben.

Die gemischte Regierungs-Arten sind auch nicht zu verwerfen: Alles komt nur darauf an, daß darunter wahre Patrioten sich finden, die sich der gemeinen Wohlfahrt redlich und eifrig, doch mit nöthiger Klugheit und Vorsichtigkeit annehmen; der Herrschsucht, der Boßheit, und den Mißbräuchen mit Nachdruck widerstehen, und dargegen dasjenige nach allen Kräften zu handhaben und zu befördern trachten, was zum Besten des gemeinen Wesens dienet.

Engelland, Schweden und Pohlen sind solche gemischte Republicken, und werden von einem gecrönten Haupt nach Maßgebung ihrer Gesetze regieret. Das Volk hat seine Rechte und Freyheiten behauptet, und der König dienet darzu, daß er, als das Oberhaupt, solche schützen und erhalten muß. Glückselige Völker! wenn sie nicht so oft durch ihre Kron-Prätendenten in Unruhe gesezt würden.

Einige Königreiche erkennen, unter ihrem Beherrscher, eine unumschränkte Gewalt, und schmiegen sich zum Theil aus niederträchtiger Furcht, unter einem tyrannischen Zepter. Sie sind glücklich, so lang sie einen weisen und gütigen Monarchen auf dem Thron sehen. Komt aber

ein

Bayerische Staatsbibliothek München

ein Rehabeam auf den Salomon, so werden sie mit Scorpionen gezüchtiget, oder es heisset: Wehe dem Land! dessen König ein Kind ist.

Die glücklichste Völker wären, nach der Verfassung ihres Staats, die Holländer, die Schweitzer, die Venetianer, die Genueser, und die freye Reichs Bürger; allein Pracht, Uebermuth, Weichlichkeit, Eifersucht, Zwietracht, Wollust, machen, daß diese sonst freye Völker, die unselige Früchte ihrer oft unweisen Regenten so wohl, als ihrer eignen Thorheiten und Zwietracht, zu ihrem Verderben empfinden.

Teutschland wurde anfänglich von verschiedenen Fürsten und Königen beherrscht: das dunkle Alter derselben Zeiten vergönnet uns nicht, dahin einen sichern Blick zu wagen, um von ihrer Regierungs-Art etwas gewisses zu melden. Unsere liebe Vorfahren waren meist wilde Völker, welche erst durch die Heimsuchung der Römer ein wenig gesittet wurden. Darauf kam es an die Fränkische Könige; Endlich wurde das verfallene Römische Kayserthum darinnen aufgerichtet. Denn die Bischöffe zu Rom, welche Anfangs nur Vögte der Kayser waren, sezten sich mit ihrer dreyfachen Kron bald über die Kayser selbst, und behielten mit des Petri Stuhl das ganze Rom: die Kayser mochten sehn, wo sie ihren Sitz aufschlügen. Diese waren bald sehr mächtig, bald sehr klein. Bald thaten die Teutsche Fürsten, was sie wolten: bald

wurden sie wieder von dem Kayser zum Gehorsam gebracht.

Nun ruhet zwar die Verfassung des Teutschen Reichs, vermög der güldnen Bull und der Reichs-Abschiede, auf sicheren Grund-Vesten; Allein dem ungeachtet, nennet sie Puffendorf doch noch eine Rempublicam monstrosam, an dessen Verfassung insonderheit ein Hypolitus a Lapide gar vieles auszusezen findet. Ich würde sie dem ungeacht glücklich preisen, wann die Gesetze und die Beobachtung derselben nicht so oft wider einander liefen.

Mit einem Wort: ob ein König, ob das Volk, ob beyde zugleich herrschen, dieses macht die Sache nicht aus. Alles komt lediglich allein darauf an, daß der Endzweck erreichet werde, warum die Obrigkeiten eingesezet sind; und dieser Endzweck ist und bleibet einzig und allein die gemeine Wohlfahrt.

Ein würdiger Regent muß eine erhabene Seele haben und ein Menschen-Freund seyn. Er muß seine Glückseligkeit in der Glückseligkeit seiner Unterthanen finden, und muß sich auch den geringsten derselben wissen mitzutheilen. Er muß seine Blicke auch auf diejenige werfen, die durch den Glanz seiner Majestät geschreckt, sich nicht trauen, vor ihn zu treten. Er muß einen so langen Arm haben, als groß sein Land ist, und ein so weit sehendes Aug, als seine Gränzen reichen. Diese hohe Eigenschaften wer-

werden zu einem weisen Regenten erfordert. Er theilet solche seinen Räthen und Amt-Leuten mit, und wirket also durch sie die Wohlfahrt seines ganzen Volks.

Er muß, als ein Vater seine Unterthanen lieben, sich von ihnen lieben machen, und einem jeden suchen Recht wiederfahren zu lassen. Er muß seine Absichten nicht auf die Eroberung fremder Länder richten, sondern damit zufrieden seyn, wann er seine eigne kan glücklich machen. Er muß keinen verwegenen Rathschlägen folgen, nichts ohne sattsame Ueberlegung beschliesen, und noch weniger mit Uebereilung etwas unternehmen.

Die Schwelgerey und den thörichten Pracht muß er meiden, die Mißbräuch und Land-verderbliche Unordnungen abschaffen, und keinen andern Trieb zeigen, als den Trieb Gutes zu thun. Er muß suchen Handel und Wandel empor zu bringen, die Künste und Wissenschaften zu befördern, und als ein Kenner selbst davon zu urtheilen wissen. Er muß seinen Unterthanen in allen Stücken zum Exempel vorleuchten, und sie durch seine Beyspiele zu löblichen und tugendhaften Thaten aufmuntern. Er muß dem Hochmuth der Grossen mißtrauen, ihren gefährlichen Banden bey Zeiten vorbeugen, und solche durch die Erhebung weiser Männer klüglich trennen. Er muß keine Schmeichler und keine Lügner um sich leiden, weil sie den Hof vergiften, und der Unschuld nachstellen. Er muß sich vor Scheinhei-

ligkeit und Betrug hüten: wenig Leuten, ja öfters sich selbst nicht trauen, um desto behutsamer zu seyn. Er muß sich selbst besitzen, und Meister von seinen Affecten seyn. Der Zorn macht auch den besten Fürsten abscheulich, und sezt ihn unter die kleinste Geister, welche nicht die Stärke haben, sich selbst zu regieren.

Allein, wo findet man solche Regenten? solte man den Poeten trauen, so findet man sie allenthalben. Die Wahrheit aber unterhält uns voller Zweifel und Unglauben; Doch wir müssen der menschlichen Schwachheit auch hier nachsehen. Könige und Fürsten sind über alle Menschen erhaben; sie sind aber auch selbst noch Menschen.

Diejenige Länder sind glücklich, die der höchsten Macht ihres Königs einen Auszug redlicher Männer an die Seite sezen, damit sie nicht bis zur Tyranney ausschweifen. Tyrannen achten nichts, als ihre eigene Hoheit: sie suchen ihre Gröse auf der Land-Charte, und machen Millionen Menschen leiden, um noch eine Million einem gleichen Schicksal zu unterwerfen. Dergleichen Fürsten sind keine Regenten, sondern lauter Attila und Geiseln GOttes.

Noch glücklicher ist ein Volk, wo nicht das blose Recht einer zufälligen Geburt, bald ein Kind, bald einen Thoren, bald einen Wüterich auf den Thron erhebet, sondern wo eine vernünftige Wahl den Würdigsten zum Regenten erkieset.

Ein Fürst, der die wahre Hoheit kennet, hält die Ehre für weit gröser, das Haupt eines freyen und großmüthigen Volkes zu seyn, als über sclavische Seelen zu herrschen, die aus Niederträchtigkeit, wie die Würmer auf der Erden kriechen und den Staub der Tyrannen lecken. Derjenige Regent ist am unglücklichsten, der viele Menschen unglücklich macht; dessen Ehre aber verherrlichet ein unsterblicher Ruhm, der die Lust und das Heil seines Volkes ist.

Es schicket sich nicht wohl, daß Männer ihre Befehle von Weibern empfangen. Es laufet solches wider die Natur, und wider die gute Ordnung. Ein Weib kan nicht mit zu Felde ziehen, und Land und Leut in eigner Person gegen die Feinde schützen. Das Frauenzimmer ist von Natur weichlich, unbeständig, empfindlich, und lässet sich mehr von seinen Affecten, als von der Vernunft beherrschen. Eifersucht, Zorn, Rache, Wuth, Aberglauben, Thränen, Ungedult, Zaghaftigkeit, Putz, Spiel, tausenderley Kleinigkeiten; sehet hier die gewöhnliche Eigenschaften dieses leicht aufgebrachten Geschlechts. Zu einem Regenten aber wird ein erhabenes, männliches, standhaftes Wesen erfordert, das so leicht über keinen Zufall erschrickt, sondern sich hurtig fasset, und ihm muthig entgegen gehet. Die Vorwürfe seines Geistes müssen keine Kleinigkeiten, sondern das Heil und die Wohlfahrt eines ganzen Volks seyn.

Der Amazonen Reich war von keiner lan-

gen Dauer, ihre Kriege schicken sich gut für Romanen und Helden-Gedichte. Die Salische Gesetze haben in den meisten Reichen die Damen des Regiments unfähig erkläret. Nichts destoweniger, so haben doch einige Weiber ihre Länder glücklicher beherrscht, als die Männer. Der Spruch ist bekant:

Rex fuit Elizabeth, Regina Jacobus.

Der Erfahrung kan man nicht widersprechen: es geben männliche Frauen und weibische Männer. Wo die Natur diese Ausnahme von ihrer eignen Regel macht, da muß man sie gelten lassen. Unsere herrschende und von allen Völkern bewunderte Kayserin, ich glaube, daß man es ohne Verdacht einer Schmeicheley sagen kan, besitzet alle Annehmlichkeiten des weiblichen und alle Gemüths-Stärke des männlichen Geschlechts. Man würde in Betrachtung ihrer Person die Salische Gesetze aufheben, wo sie wären, und es allen Männern verzeihen wann sie an ihr, wie vormals die Römer in ihrer Pallas, die Weißheit und die Großmuth verehren.

Diva ferox, magni decus, ingeniumque parentis. *

Allein nach dieser glänzenden Ausnahme der allgemeinen Regel, find ich schier nichts als traurige Nachrichten von dem Regiment der Wei-

* Stat. Th. Lib. II.

Weiber, deßwegen sezet man sie allhier gewöhnlich mit den Pfaffen in eine Classe; nach dem alten Teutschen Sprichwort:

Pfaffen und Weiber Regiment
Nimt selten ein gutes End.

Wir finden in den römischen Geschichten, daß das gröste Unheil in Rom durch herrschsüchtige Weiber entstanden ist, welche sich in die Regierungs-Sachen mit eingeflochten haben; Und was haben nicht die beyde französische Königinnen aus dem Hause der Medices, Catharina und Maria, in diesem Reich für Unruhe und Verwirrung gestiftet?

Wie es nun kein Glück für ein Land ist, von dergleichen Weibern regieret zu werden, so hat es damit auch gleiche Beschaffenheit, wann ein blöder und furchtsamer Jacobus auf dem Thron sizet, der so gut Latein schreibet, als ein Schulmeister, aber noch übler regieret, als ein Weib.

Denket nicht, ich wolte keine Fürsten ehren, als die grose Kriegs-Helden wären. Nein, ich ehre sie noch weit mehr, wann sie weise und friedfertig sind. Wo aber Noth und Gefahr einbricht, da müssen sie eben so viel Muth und Tapferkeit haben, Land und Leut zu beschützen, als sie, so lang es möglich ist, in Ruhe zu regieren.

Die Länder-Eroberer, die vermeynte Welt-Bezwinger, die Land und Leut ins Ver-

derben stürzen, und ihrer rasenden Herrschsucht das ganze menschliche Geschlecht aufopfern. Vor denen die Erde zittert, und der Himmel sich verdunkelt; die so wenig Empfindung von Gerechtigkeit, Mitleiden, Güte und Menschen-Liebe haben, als Nero und Caligula. Diese grausame, diese wilde Menschen, die alles verheeren, plündern, und zu Boden schmeissen, was sich nicht vor ihnen schmieget und bieget. Diese nenn ich keine Helden, sondern Wütriche, Tyrannen und Ungeheuer der Natur.

Un injuste guerrier, terreur de l'univers
Qui sans sujet courant chez cent peubles divers,
S'en va tout ravager jusqu'aux rives de Gange,
N'est que plus grand voleur &c.

Von diesen darf man wohl mit Recht sagen:

Trozt, Ueberwinder trozt, auf eure stolze Siegen.
Sucht in der Völker Quaal ein gräßliches Vergnügen.
Denkt, wann ihr grausam ras't, daß euch die künftge Zeit,
Mit grosen Titeln ehrt, als Helden Tempel weiht;
Ihr seyd nur Peiniger dem Himmel Recht zu schaffen,
Und ein verruchtes Volk durch eure Wuth zu strafen. *

Der

* Racine von der Religion, pag. 187.

Der Geiz ist ebenfalls ein groses Laster für einen Fürsten. Nichts stürzet Land und Leut hurtiger ins Verderben. Die unsinnige Begierde, Schätz auf Schätze zu häufen, und alles zu besitzen und zu versperren, ist eine der grösten Narrheiten in der Welt: Ein solcher Fürst weiß und kennet seine Reichthümer nicht; und gleichwohl sucht er alles an sich zu reissen, zusammen zu raffen, zu verwahren, zu verriegeln, in eiserne Kasten zu schliesen, und ängstiget sich dabey Tag und Nacht, daß keine Räuber dem unnützen Schatz sich nähern mögen. Ein solcher Fürst bestiehlt nicht nur sein Volk, sondern auch sich selbst; denn sein Geitz entziehet ihm den Genuß von dem was er seinem Volk raubet.

Ein verschwenderischer Fürst ist im Gegentheil wie ein übler Verwalter von einem Gut. Er führet die Haushaltung des ganzen Staats. Wo also die Haushaltung nichts taugt, da geht alles drunter und drüber; doch ist dieser Fehler bey einem Fürsten noch erträglicher als der Geiz. Denn durch die Verschwendung wird das Geld nur unordentlich ausgetheilt, und bleibt also doch gewissermasen noch im Land: der Geiz aber macht alles arm, und sogar den Besitzer selbst. Wir könten noch verschiedene andere Fehler berühren, die einem Regenten übel anstehen, und dem Lande schädlich sind. Wir könten so gar die Exempel aus der Erfahrung anführen, allein wir wollen niemand beleidigen: Wir wollen nicht

nicht Regeln geben die zum Aufruhr leiten: Wir begnügen uns damit die Wahrheit aufrichtig zu sagen; im übrigen aber die Demuth, den Gehorsam, und die Gelassenheit einem jeden in derjenigen Verfassung, worunter GOttes Vorsehung ihn gesezet hat, anzupreisen.

Ereignen sich aber solche Veränderungen und Umstände, wo man ohne Ungerechtigkeit und ohne Blutvergiessen, von einem üblen Regiment sich befreyen, und sein Vaterland in eine bessere und glückseligere Verfassung bringen kan, so sey man ja nicht so knechtisch und so träge, einen so wichtigen Zeit-Blick zu versäumen.

II.
Von der Verwaltung der Gerechtigkeit.

Wo keine Gerechtigkeit ist, da ist auch kein gemeines Wesen; Dann die Gesetze verbinden einen Menschen gegen den andern sich so zu verhalten, wie es die Sicherheit und das Wohlseyn der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt und eines jeden Mitglieds desselben insbesondere erfordert.

Soll aber Recht und Gerechtigkeit gelten, so muß man die Menschen unter dem Schein der Rechts-Verwaltung nicht noch mehr quälen,

len, und ihnen den Weg zur Gerechtigkeit noch immer schwerer machen; dergestalt, daß viele lieber Unrecht leiden, als darüber klagen, und denen unendlichen Weitläuftigkeiten und Causenmachereyen der sinnreich-zänkischen Advocaten sich Preiß geben.

Was der Krieg unter den Fürsten und Staaten ist, das sind die Processe unter den Bürgern. Jene verderben das Land ins Grosse, diese thun solches ins Kleine. Gegen Krankheiten dienet Ordnung und Mäßigkeit. In Wasser- Feuer- und Kriegs-Nöthen rettet eine hurtige Flucht; hat man aber einmal das Unglück, einem rechten Rabulisten oder bösen Advocaten in die Hände zu fallen, so ist alle Vorsichtigkeit vergebens. Unschuld und Gerechtigkeit helfen nichts. Er weiß Klagen aufzubringen, Umstände zu ersinnen, Gesetze, Ordnungen und Zeugen anzuführen, und damit einen Rechts-Handel so weit hinaus zu spielen, daß man davon kein Ende siehet.

Die beständige Aergerniß, welche die Empfindung der Ungerechtigkeit in dem Gemüth eines Friedliebenden erwecket. Die giftige Anzüglichkeiten, welche die juristische Schmähsucht zu begleiten pflegt. Die immerfort streichende Unkosten, die der gottlose Schlendrian verursacht. Alles dieses macht, daß man bey Erblickung der Gerichts-Boten, oder eines Communicetur, Farbe, Puls, und Sprache verändert. Die Glieder zittern, die Stirne wird heiß,

die

die Gall ergieset sich in den ganzen Leib. Die Gemüths-Leidenschaften fressen lebendig Fleisch, und tödten mehr Menschen, als der Krieg.

Dieser Proceß-Jammer bringt also die Menschen nicht allein um Geld und Gut, und Leib und Leben, sondern derselbe verwirret auch die Besitzungen der Haabseligkeiten und Güter bis auf die späte Nachkommen. Haß, Verbitterung, Rachgierde und Unversöhnlichkeit, werden dadurch zugleich unter den Menschen, und zwar öfters unter den vornehmsten Geschlechtern, mit fortgepflanzet. Welches alles der wahren Aufnahm eines Staats und dessen glücklichen Bevölkerung durchaus zuwider ist.

Die Abschaffung solcher unseligen und grausamen Proceß-Arten ist also ein sehr wichtiges und nöthiges Werk für einen weisen Regenten, der sein Volk glücklich zu machen, und sein Land empor zu bringen suchet.

Wie soll man aber damit zu Werke gehen, da so viele Hindernisse und fast unüberwindliche Schwierigkeiten sich dieser Unternehmung entgegen sezen. Die Gewohnheit hat bereits so tiefe Wurzeln geschlagen, daß sie nicht mehr aus[illegible] scheinet? Ich bekenne, daß die Unternehmung schwer sey, wenn man die Sache vermitteln, und durch andre eben so künstlich ersonnene Rathschläge verbessern will. Dann hier würde man nur das Ubel ändern, aber nicht heben.

Glaubet mir, das ganze Juristische Gebäude taugt nicht. Ob es gleich nach der romanischen Bau-Kunst aufgeführet ist. Reißt es bis auf den Grund nieder. Dieses ist mein Rath; Was soll man aber für ein andres an dessen Stelle sezen? Weder ein romanisches noch gothisches, wenn ich rathen soll. Die Natur ist an diesem Ort viel zu schön, als daß man ihr das Gesicht verbauen solte.

Das wär wohl gut, wird mancher sagen, dem unsere Juristerey eben so abgeschmackt vorkomt, wie mir? Es müssen aber doch gleichwohl Gesetze seyn, welche die Handlungen der Menschen binden; und Obrigkeiten, welche das Richter-Amt vertreten. Dieses hat seine Richtigkeit. Ein Gesetz-Buch, das die vornehmste Handlungen der Menschen regulieret, und nach welchem alle andre als bös oder gut könten beurtheilet werden, solches dörfte wohl kein groses Corpus Juris ausmachen, und braucht keines besonderen Kunst-Gebäudes.

Die Pflichten der Gerechtigkeit sind bekant; ein jeder trägt darüber das Gesetz-Buch in seinem eignen Herzen. Die ganze Verhaltung eines Menschen gegen den andern, begreift ein einziges Haupt-Gesetz: **Was du nicht wilt, daß man dir thun soll, das thue andern auch nicht.**

Die ganze Sache käm also auf blose Ordnungen an, damit die Erb-Fälle, die Ehhaften,

ten, die Verträge, die Handlungen und das Policey-Wesen reguliret würden. Man schreibe diese Ordnungen aus dem Buch der vernünftigen Natur, nach Maßgebung der Sitten und Gewohnheiten eines Staats zusammen; Man lasse sie in der gemeinen deutlichen Lands-Sprache drucken, und jedermann bekant machen, so ist damit die erste Schweerigkeit in Ansehung der Gesetze gehoben.

In Ansehung der Obrigkeiten, welche das Richter-Amt zu verwalten haben: hätte man bloß darauf zu sehen, daß solche Aemter mit vernünftigen, klugen und redlichen Männern besezet würden. Diese könten nach der Salomonischen Rechts-Gelahrtheit viel besser noch, als nach der Römischen ihre Urtheile abfassen, und die streitende Partheyen mit Weißheit und Billigkeit aus einander sezen. Was ein einzler Richter in wichtigen Dingen nicht thun könte, mögten viel mit einander thun. Und was in einem Gericht-Sitz nicht könte abgethan werden, das könte nach Nothdurft und Beschaffenheit der Sachen, in drey, vier und mehren vorgenommen werden. Die allerverwickelste und schwerste Processen, würden hoffentlich auf diese Art doch nicht über ein halbes oder ganzes Jahr dauern. Die rabulistische Advocaten aber müste man ganz davon lassen: weil sie daraus ihr Handwerk machen, alle Rechts-Fragen zu verwirren und die Processe zu verewigen.

Ich rede hier nur von rabulistischen Advocaten. Redliche Männer vertreten ihre Parthey nach der Beschaffenheit einer gerechten Sache so gut sie können, und überlassen dem Richter darüber das Urtheil zu fällen. So waren Demosthenes und Cicero die beste Advocaten; so könte auch noch heut zu Tag ein jeder vernünftiger Mann einen Advocaten abgeben, wann einmal das kauderwelsche Latein und die barbarische Gerichts-Formeln abgeschaft wären. So aber müssen viel tausend Leute bey uns das Advocaten und Juristen-Handwerk lernen, die man sonst nach ihrem Witz, und nach ihrer Geschicklichkeit zu weit nützlichern Bedienungen und Verrichtungen im gemeinen Wesen gebrauchen könte.

Weil diese nun von den Processen leben müssen, so kan man ihnen auch nicht zumuthen, solche hurtig zu Ende zu bringen. Sie können so viele Wissenschaften, als dazu erfordert werden, nicht umsonst lernen; noch so viele lateinische Bücher, die sie gleichfalls erkaufen müssen, vergebens nachschlagen. Hier ist fürwahr ein Richter übel dran, wie will er aus allem dem Geschriebs kommen? wie weitläuftig, wie verworren, wie seltsam wird insgemein nicht alles vorgetragen. Hier wird ihm bald aus dem justinianischen Rechts-Magazin ein legaler Ausspruch eingeschoben; bald müssen die geistlichen Rechte, bald der Sachsen- bald der Schwaben-Spiegel, bald die Lands-Ordnung, bald ein neu Decret und so weiter, herhalten. Bezeigt der Richter davor nicht seine Ehrerbietung, so komt der unnütze

Wäscher immer wieder, replicirt, duplicirt, triplicirt, sucht Aufschub, bringt einen neuen Umstand vor, mischt fremde Sachen ein, lauft alle Formalien und Fatalien durch; schilt und schmäht auf den Gegentheil so lang und so viel, bis auch dieser wiederum auf ihn losziehet: da giebt es ein neuer Proceß: der alte wird auch wieder von vornen angefangen: man appellirt, leuterirt, dilatirt, excipirt, begehrt Revisionem Actorum, und erklärt zuletzt wohl gar den Richter für suspect: wer will, wer mag da Richter seyn.

Dieses sind die Künste und Wissenschaften derjenigen Advocaten, die man Rabulisten nennet: und eine solche Beschaffenheit hat es mit unsern meisten Gerichts-Höfen. Will man diesem Uebel begegnen, so ist kein anderer Rath, als wir müssen, wie schon gemeldet, das ganze juristische Gebäude mit einmahl niederreissen, unsre weitläuftige Proceß-Ordnungen abschaffen, und dargegen die natürlichste, einfältigste und vernünftigste Art Gericht zu halten, einführen. Ich habe davon anderwärts einen kurzen Entwurf gegeben: * Ich will solchen, wiewohl mit einigen Veränderungen, hier kürzlich wiederholen.

1.)

Müste keiner vor Gericht als Kläger erscheinen, er habe dann zuvor seine Streit-Sache mit dem Gegentheil in der Güte und durch Schieds-

* Siehe Freie Gedanken 1. Saml. IV.

Schieds-Richter auszumachen gesucht, laut des dabey anzuführenden Beweises. Durch dieses einzige Mittel würden schon beynahe zwey Drittel der Processe abgeschnitten werden. Dieses aber ist nicht von solchen Zufällen zu verstehen, wo die Gefahr der Zeit, oder nothdringende Umstände, eine schleunige richterliche Hülfe erfordern.

2.)

Müsten alle und jede Klag-Sachen, die von keiner grossen Erheblichkeit sind, in der ersten Instanz, vor Amt, nur mündlich vorgetragen entschieden werden. Wo die Partheyen nicht persönlich erscheinen wollen, mögten sie durch einen Sachwalter, oder Notarium, ihre Nothdurft besorgen lassen.

3.)

Ueber alle und jede Klag-Sachen, die bey solchem Gericht vorkommen, soll jederzeit ein ordentliches Protocoll geführet, und dem Richter, wo es nöthig, mit nach Haus gegeben werden.

4.)

Im übrigen aber soll eine klare Sache, wo möglich, gleich in der ersten Verhör; im Fall aber darzu Zeugen und Umstände erfordert würden, wenigstens in drey oder vier Verhören entschieden werden.

5.)

In auserordentlichen Vorfällen, und Umständen, wo Gefahr in der Verweilung ist, soll

ein Amtmann, oder regierender Burgermeister, nicht allein berechtiget, sondern auch verbunden seyn, die Justiz nach Masgebung der Nothdurft, mit schneller Hülfe von Haus aus zu verwalten.

6.)

Die Appellation an die Regierung, oder das Schöpfen-Gericht, soll unverwehret seyn, wann nemlich die Sache von einiger Erheblichkeit ist: Findet man aber, daß solche nicht statt haben kan, oder daß der Richter erster Instanz recht gesprochen hat, so wird sie an denselben kurz zurück gewiesen, und ihm die Exequirung darüber aufgetragen.

7)

Ueber diejenige Streitigkeiten und Rechts-Fragen, welche gewisse Umstände in Handlungs- und Handwerks-Sachen betreffen, sollen die Vorsteher derselben erkennen. Wo die Partheyen aber bey ihrem Ausspruch nicht beruhen wolten, da müste die Sache, mit dem Gutachten gemeldter Vorsteher, vor Amt gebracht, und von da, wann sie wichtig wär, und appelliret würde, der Regierung, oder dem Schöpfen-Gericht, zum End-Urtheil, ohne weitern Schrift-Wechsel, übergeben werden.

8.)

Der Schrift-Wechsel müste nur in den so genannten Collegiis, oder Gerichts-Höfen gelten; sie mögen nun Schöpfen-Stuhl, Hof-Gericht, Regierung, Ober-Appellation, Cammer,

mer-Gericht, oder sonst anders heisen. Mehr aber als ein solches Justiz-Collegium müste in einem Land nicht statt finden, damit keine Klage von einem Ober-Gericht zu dem andern mögte gezogen werden.

9.)

Personen, die wegen Stand, Würden und Freyheiten, nicht vor den Unter-Richter könten belanget werden, erscheinen nur vor dem Ober-Gericht. Wolten sie aber appelliren, so müste das Ober-Gericht, den Verlauf der Sachen kurz und deutlich verfassen, und das fiat Votum ad Imperantem nach Hof senden.

10.)

Die Art schriftlich zu procediren, müste auf 2. bis 3. höchstens auf 4. Schrift-Wechselungen beschränkt seyn, und darzu einen jeden die Termine nicht über 14. Tag lang angesetzet werden. Es sey dann in solchen Fällen, wo die erforderliche Beweise, wegen Abwesenheit einiger Personen und Zeugen, oder auch wegen langweiligen Abrechnungen, nicht könten beygebracht werden.

11.)

Alle und jede Schriften, die bey dem Ober-Gericht übergeben würden, müsten in Landsüblicher Sprache, ohne Vermengung fremder unverständlicher Wörter und Redens-Arten, so kurz und deutlich, als möglich, verfasset werden.

12.)

Alle Anzüglichkeiten, Ehren-rührige Schimpf-Wörter, stachlichte Anmerkungen, mit unnöthiger Anführung weitläuftiger dahin nicht gehöriger Umständen, und dergleichen müsten mit Nachdruck und bey harter Strafe verboten seyn; doch soll die Strafe nicht auf die Parthey, sondern auf die Schrift-Steller fallen.

13.)

Alles und jedes widerrechtliche Klagwerk, womit einer den andern frevelhafter Weise beeinträchtiget, und vor Gericht ziehet, müste, nach Masgebung der darunter sich äusernden Bosheit, und nach der Beschaffenheit eines jeden Vermögen, mit einer nahmhaften Geld-Buse, oder in Ermanglung dessen, am Leibe gestrafet werden. Dieser Artickel ist um so viel nöthiger und wichtiger, weil im Fall, da die Processe zu führen wenig kosten solten, der Muthwill und die Bosheit im Klagen allzuweit gehen würden.

14.)

Alle unnöthige Formalien, fatale Terminen, Revisiones actorum, Dilationes, Leuterationes, Repletiones actorum, Exceptiones und dergleichen unselige Mittel die Processe zu verewigen, und die Partheyen zu martern, müsten, als die verabscheuungs-würdigste Erfindungen des Zank- und Hader-Geistes, so viel als möglich abgeschaffet werden. Die gewöhnliche Gerichts-Terminen aber, die den Verklagten zu seiner Verantwortung gesetzet würden, könten um so viel

viel leichter beobachtet werden, weil man keiner weitläuftigen Rechts-Gelehrtheit vonnöthen hätte, eine in der Wahrheit gegründete kurze Vorstellung zu thun.

15.)

In verwickelten und weitläuftigen Fällen die auf Rechnungen und Gegen-Rechnungen hinauslaufen, müste eine so genante Commission niedergesetzet werden, doch ohne, daß dabey die Diäten-Gelder statt finden solten. Wohl aber mögten, bey ausserordentlichen Bemühungen, nach der Sachen Wichtigkeit, denen Commissarien ein von dem Richter zubestimmendes Gratial bey Endigung derselben zuerkant werden.

16.)

Im übrigen müste kein Richter von den Partheyen auf keinerley Weise einigen Vortheil ziehen: es sey durch Abgaben, Gerichts-Sporteln, heimliche oder öffentliche Geschenke, oder unter was Vorwand es wolle; dann so lange eigennützige Richter, von der Verzögerung der Rechts-Händel, einige Vortheile zu hoffen haben, so werden sie sich selten übereilen, solche zu Ende zu bringen. Solte aber denen Partheyen durch Nachläßigkeit und Verweilen der Richter einiger Schaden zuwachsen, oder der Proceß dadurch desto weitläuffiger und verwirrter sich auftreiben, so müste der Richter dafür angesehen und gestrafet werden.

17.)

Dargegen müsten die Richter allesamt aus

den gemeinen Gefällen, gleich andern Bedienten des Staats, wohl und anständig besoldet werden. Hierzu können mit gutem Fug diejenige Geld-Busen gezogen werden, welche so wohl die Uebertretter der bürgerlichen Gesetze, als diejenige, die wider die angeführte Policey- und Gerichts-Ordnung handeln, zu erlegen haben, und die insgemein von dem Advocato fisci pflegen eingenommen zu werden.

* * *

Die Verwaltung des Justitz-Wesen, ist die vornehmste und wesentlichste Verrichtung der Obrigkeit: sie ziehet aus den gemeinen Gefällen ihren Unterhalt. Die Gerichts-Diener gehören mit zu der Verwaltung dieses Amts, also müssen sie auch zugleich, wie die Diener und Handlanger der Justitz, mit unterhalten werden.

Es ist im übrigen eine grausame Unbarmherzigkeit und ein Verderben des gemeinen Wesens, daß man Leute, die bereits ohnedem über die ihnen zugefügte Ungerechtigkeit seufzen und klagen, noch mit mehr Noth und Unkosten bey den Gerichten zu drucken pfleget. Allein hier sitzt das ganze Geheimnüß, warum die Processe so lange dauren. Es sind der Menschen zu viel, welche sich von Processen nähren; was gilts! sie würden hurtiger zu Ende gehen, wenn ihnen die Sporteln genommen würden, und sie weiter keine Vortheile davon hätten, die Processe mögten lang oder kurz währen. Man sehe nur,

wie

wie vielen Leuten in der Welt aus bloser Ungeduld geholfen wird, weil sie ihres Patronen wacker überlaufen. O wie bald würden die Richter mit dem Urtheil heraus rücken, um der verdrieslichen Arbeit überhoben zu seyn, und vor dem weitläuftigen Geschmier der Advocaten sich zu retten, wann sonst nichts dabey zu verdienen wär. Allein da komt bald hier ein altes Weib, bald dort ein vertrackter Jude, die beyde, durch ihr unverschämtes Gewäsche, bey Weib, und Kind, und Gesinde, dem Richter dasjenige zu erkennen geben lassen, was man gerne wolte, daß er thun solte. Man schändet und schilt, dem Wohlstand zu Ehren, auf diese gottlose Unterhändler. Man läßt dem heiligen Recht den ungestöhrten Lauf, man spricht nach langem Verzögern das Urtheil: man hat sich nicht bestechen lassen, nein, man weis nur wer erkentlich ist. Doch alles hilft nicht: Die Advocaten werfen die Sache aufs neue wieder herum. Es giebt Umstände, es giebt Zwischenfälle, man entdeckt einen Brief, eine neue Urkund oder sonst etwas dergleichen. Dieser wirft alles wieder übern Haufen. Die Gerichts-Höfe sind wie ein ungestümmes Meer, man wird immer von einem Ufer an das andere geschmissen, und komt doch selten zu Land, ohne Schiffbruch zu leiden.

Wer kan alle Gesetze wissen: mancher verliehrt auf gut Römisch, weil ihm die Lands-Ordnung zuwider ist; und ein anderer erlangt ein Recht, das ihm die Natur und Vernunft

nie zuerkant hätten, nur weil es die Römische Gesetze vor 2000. Jahren so entschieden haben. Ein Advocat, der dieses Spiel ein wenig versteht, kan einen Rechts-Streit so weit treiben als er will. Allein, wie lang wollen wir einer so traurigen Kurzweil noch zu sehen? Wollen wir diesen Gelehrten Gewirrmachern, die gemeine Wohlfahrt zum Besten geben?

Wo viele Advocaten, viele Aerzte und viele Hospitäler sind, da kan man sicher glauben, daß der Staats-Cörper mit gefährlichen Krankheiten behaftet sey; wär darinn Gerechtigkeit, Mäsigkeit und eine gute Sitten-Ordnung, so würde man die ersten abschaffen, die andern nicht gebrauchen, und der dritten nicht nöthig haben.

Es ist eine Haupt-Regel, daß man keine Handwerker in der bürgerlichen Gesellschaft dulden soll, die andern zum Schaden arbeiten. Dieses thun unstreitig die Rabulisten. Sie verdrehen alles, sie verwirren alles, sie treiben die Besitzungen der Güter und Habseligkeiten in eine jämmerliche Unordnung: sie verewigen den Zank und den Hader in dem menschlichen Geschlecht; und machen, daß ihre Partheyen nicht allein verarmen, sondern nicht selten darzu durch falsche Eidschwüre und allerhand Ränke, oder Bosheit und Ungerechtigkeit, sich gar verdammen. Schädlicher kan also kein Handwerk nicht seyn, und würdiger kan eine Regierung ihren Eifer nicht auslassen, als der-

gleichen

gleichen Leute abzuschaffen. Fraget man, wie sie sich dann nähren sollen; so antwort ich, wie andre ehrliche Leute auch. Solte man anders denken, so würden die Spieler, die Diebe, die Strasen-Räuber, die Bettler, und alles dergleichen menschliches Ungezifer ein gleiches Privilegium von der Christlichen Liebe erwarten.

Wir sehen, wir empfinden das Ubel, so unsere elende Gerichts-Ordnungen nach sich ziehen. Warum solten wir nicht endlich einmal darauf bedacht seyn, solches abzuschaffen: die Natur selbst zeiget uns auf eine leichte Art den Weg zur Glückseligkeit, und wir geben uns so viel Mühe und Sorg, und Quaal und Pein uns unter einander aufzureiben und unglückselig zu machen.

So lange wir also eine solche heilsame und nöthige Verbesserung der Justitz nicht in der Einfalt der vernünftigen Natur, sondern in lauter weit hergesuchten und gekünstelten Einrichtungen suchen, so lange kommen wir damit nicht zum Zweck. Ich wiederhole es also noch einmahl: Wir müssen das Herz haben, das ganze justinianische Rechts-Gebäude, zusamt unserer ganzen heutigen Praxi forensi mit einmal aufzuheben, und dargegen die Rechte nach der Beschaffenheit eines jeden Landes einzuführen. Wie wir davon die nachahmungs-würdigste Exempel allbereits in

den Königlichen Preußischen und Chur-Brandenburgischen Ländern sehen. *

III.

Vom Kirchen-Wesen und der Religion.

Die Natur, indem sie uns lehret, daß ein GOTT sey, verbindet uns auch zugleich zu solchen Pflichten, die mit dieser Wahrheit übereinstimmen. Es komt also in dem ganzen menschlichen Leben darauf an, daß man solche Pflichten gründlich wisse und ausübe. Weil aber die Erkenntnis göttlicher Dinge sich unsern Begriffen dergestalt entzogen hat, daß wir solche mit vieler Mühe wieder zu erlangen, und andern beyzubringen suchen müssen; so hat man zu diesem Endzweck die Kirchen und Schulen in der menschlichen Gesellschaft eingeführet.

Es haben aber leider diejenige, die hier zu Lehrer und Vorsteher sind gebraucht worden, das Werk selbst am meisten verdorben. Die aufgerichtete Tempel, die zum Lob und Preiß des grosen GOttes gewidmet waren, wurden theils zu Schau-Plätzen der Eitelkeit, theils

---

* Was ich mir noch weiter über diese Materie zu erinnern die Freyheit genommen habe, solches findet sich in meinen freien Gedanken T. I. p. 69. neue Edit. in dem Vorschlag zur Abstellung der Weitläuftigkeit der Processe, welche nothwendig hiebey müssen mit zu Rath gezogen werden.

theils zu Zank-Sälen der hochmüthigen Priester und Schriftgelehrten. Die Heiden, hatten ihre Götzen und die Christen ihre Pfaffen. Jene wurden in ihren Bildern auf den Altären verehret und empfiengen allerhand Opfer und Brandopfer, die sie nicht geniessen konten; diese aber begehrten gleiche Ehre bey lebendigem Leibe und frassen die Opfer selbst. Sie machten dem gemeinen Mann glauben, was sie wolten, und richteten alle Gesetze und Ordnungen so ein, daß sie dabey sich am besten versorgeten. Sie verbanden mit dem Hohen-Priesterthum die höchste Gewalt, und würden nach und nach alle Schätze der Erden an sich gezogen haben, wenn die Welt nicht wär klüger worden, und hätte den Betrug gemerkt. Man hat ihnen also vieles von ihrer Herrschaft benommen, und zum Theil das geistliche Regiment dem weltlichen unterworfen.

Doch hat die Herrschsucht dieser Leute nicht nachgelassen: sie suchen noch immer ihr Reich in der Kirchen aufzurichten: sie selbst aber sind mit einander nicht einig. Ihre vermeynte Weißheit macht ihnen viel zu schaffen. Ein jeder will der klügste seyn, und schilt deswegen auf den andern, der ihn nicht dafür will gelten lassen. Diese geistliche Kriege stiften lauter Verwirrung im gemeinen Wesen. Ganze Länder und Reiche werden darinn mit eingeflochten. Da soll man ihnen zu Gefallen gleich mit dem Schwerd

drein schlagen, und diejenige, die sie für Ketzer ausschreyen, ohne Gnad und Barmherzigkeit, auf den Scheiter-Haufen setzen, oder doch aus dem Land jagen. Dieser Eifer widerspricht ganz und gar der Lehre des sanftmüthigen Erlösers.

Die weltliche Obrigkeit, die ihrem Amt gemäß, Ordnung, Ruhe und Friede im gemeinen Wesen zu erhalten sucht, ist immer noch mit diesen geistlichen Zänkereyen geplagt. Will sie Ruhe haben, so muß sie darauf bedacht seyn, nur allein fromme und friedfertige Geistlichen zum Dienst der Kirchen zu bestellen.

Die wahre Religion bestehet nicht in blosen Ceremonien, und gewissen Meynungen, welche man mit zanken und disputiren den Leuten aufzudringen suchet; sondern sie bestehet in der Ausübung derjenigen Pflichten, die uns GOTT, so wohl in dem Grund der uns angeschaffenen vernünftigen Natur, als durch Mosen und die Propheten, in näherer Anwendung aber durch Christum und seine Apostel, hat kund werden lassen. Den Willen GOttes thun, ihn über alles lieben, den Nächsten aber als sich selbst; sehet hier das ganze Gesetz und die Propheten. Als Christus gefraget wurde: was man thun müste, um das ewige Leben zu erwerben, so ertheilte er darauf keinen andern Bescheid, als: **Thue das**, halte das Gesetz, **so wirst du leben**, Luc. 10, 28. So einfältig erklärte sich derjenige selbst, der unser höchster

Ge-

Gesetzgeber ist, und der am besten weiß, wie man die Menschen im Glauben unterrichten soll.

Weil nun die Obrigkeit darzu eingesetzet ist, die Wohlfahrt des ganzen Staats überhaupt zu besorgen, so muß sie nothwendig auch darauf bedacht seyn, die einzige wahre Religion im Lande zu erhalten, und die Pflichten derselben auf allen Canzeln lehren zu lassen. Dann ohne diese Religion lebet man ohne GOTT; ohne GOTT aber kan nichts Gutes seyn. Alle weltliche Einrichtungen taugen nichts, wann sie sich nicht auf die göttliche Ordnung beziehen. Es ist also ein Werk der Obrigkeit, das Kirchen-Wesen wohl einzurichten, fromme Lehrer und Priester zu bestellen, und allen denjenigen abscheulichen Mißbräuchen zu begegnen, welche die wahre Gottseligkeit verhindern, und alles auf blose Wahn-Sätze, Meynungen und Ceremonien treiben.

In der Religion sind vier Abwege zu meiden. 1) Daß man der Vernunft nicht zu viel, und 2) auch nicht zu wenig traue. * 3) Daß man sich nicht dem Aberglauben und falschen Einbildungen überlasse. 4) Daß man sich nicht von der gemeinen Kirche absondere und neue Secten aufrichte.

1.) Man

* Ich verstehe hier unter dem Wort Vernunft, nichts anders, als die natürliche Fähigkeit unsers Geistes, etwas zu verstehen und zu beurtheilen.

1) Man trauet der Vernunft zu viel, wenn man die Beschaffenheit des Göttlichen Wesens zu ergründen, dessen unerforschliche Rathschläge abzumessen, und alle Geheimnisse, die in der Religion vorkommen, durch deutliche Begriffe zu erläutern sucht.

Diese vermeynte Scharfsinnigkeit ist verwegen, weil unser Verstand keine andre Schlüsse machen kan, als der Umfang seiner kurz umschränkten Fähigkeit solches erlaubet. Waget er sich aus diesen Schranken, so lauft er in Gefahr sich zu verirren, und zu verwirren. Man lasse demnach den unzeitigen Witz, alles durch geometrische Schlüsse, nach der heutigen mathematischen Lehr-Art, in Göttlichen Dingen aus einander zu wickeln, und auf gewisse Lehr-Sätze zu bringen; dann wir kommen damit nicht durch, weil selbst ein erleuchteter Paulus hier voller Verwunderung ausrufen muste: **O welch eine Tiefe! HERR, wie unbegreiflich sind deine Gerichte, und unerforschlich deine Wege.** Rom. II, 33. Um GOTT zu erkennen und ihn zu lieben, findet man in der Natur und in den Schriften der Offenbahrung Anweisung genug.

2) Man trauet der Vernunft zu wenig, wenn man sie nicht darzu gebrauchet, worzu sie GOTT dem Menschen gegeben hat; nemlich: das Wahre von dem Falschen, und das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Die Vernunft ist allerdings ein göttliches schönes Licht;

ob sie gleich, nach dem Verfall unsrer Natur, kaum noch einen Strahl von ihren ersten Paradisischen Eigenschaften übrig behalten hat; doch dienet sie uns noch immer als ein Licht bey dunkler Nacht, daß wir uns nicht von dem Haupt-Weg verirren, noch wider diejenige Steine anstossen, die sich darauf befinden.

Nichts glauben wollen, als was mit der Vernunft übereinstimmt, ist eben so unsinnig, als alles ohne Vernunft weg glauben. Die Vernunft fraget und forschet immer nach GOTT: findet sie in einer Sache die Merkmahle von etwas Göttliches, so stehet sie still, und glaubt: Will sie weiter gehen, so fällt sie aus einer Tiefe in die andere, und an statt der angenehmen Gegend, worinnen der Glaube sie halten könte, siehet sie nichts als eine Gränzenlose Tiefe, wo alle Vorwürfe sich von ihr entfernen, und der Glanz der göttlichen Majestät ihre Augen dergestalt blendet, daß sie gar nichts mehr erkennen noch unterscheiden kan.

Der Glaube allein kan uns hier zu recht weisen, und giebt uns sehende Augen in seinem Licht. Hier entdecken wir mit innigstem Vergnügen die Herrlichkeit, Weisheit und Güte des Allmächtigen. Die Vernunft selbst wird dadurch aufgekläret, gereiniget und geheiliget: sie wandelt im Licht, und nicht mehr in der Finsterniß. Zu diesem Glaubens-Licht aber braucht sie keinen andern Führer als die einfältige Lehren Christi. **Er ist der Weg, die Wahrheit, und das Leben.** Joh. 14. **Sein Geist selbst**

leitet uns. Joh. 16. Damit unser Glaube bestehe nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf GOttes Kraft. 1. Cor. 2. Hierbey wird sowohl die Freygeisterey, welche mit der Vernunft allenthalben durch will, als die Enthusiasterey, wo man alles in die blose Fantasie treibet, und die Vernunft gar nicht hören will, weislich vermieden.

3) Der dritte Abweg in der Religion ist der Aberglaube. Dieser ist der Wahnwitz des Pöbels, und ein Tyrann des menschlichen Geschlechts. Hier ist das Reich der Pfaffen und die unsinnige Wuth der falschen Heiligkeit auf dem Thron. Hier weidet ein stolzer Hirte die gemeine Heerde, und bedienet sich ihrer Wolle, sich desto weichlicher zu kleiden. Ich rede hier nicht von dem Pabst zu Rom: Nein, er für sich ist wohl öfters am wenigsten Schuld an dem Verderben der Kirchen. Ich rede von allen herrschsüchtigen und aufgeblasenen Priestern: und wo sind diese nicht?

Der demüthig schleichende Pietist, betrachtet dein Haus mit Seufzen, weil du nicht alles an die Brüder verwendest, die als heilige Müssiggänger das Land durchstreichen, und fromme Seelen suchen, die ihre hungrige Mägen und leere Beutel füllen. Der kleinste Dorf-Prediger hat zuweilen einen grosen Pabst unter seinem Mantel; darum hören seine Bauren mit Entsetzen, wann er wider die Ketzer

und

und Irrglaubigen, ein andächtiges Anathema erthönen läst. Die Einfalt zittert, wenn ein rechter Orthodoxe auftritt, und diejenige bis in den tiefsten Abgrund der Hölle wirft, die andre Nachrichten von GOttes Rathschlägen haben, als er. Doch, weil man dergleichen Fehler an verschiedenen Geistlichen entdecket, so muß man darum nicht auf einen vierten Abweg gerathen, und sich gar von der gemeinen Kirche trennen.

4) Diese Absonderung taugt deßwegen nichts, weil sie wider die gute Ordnung lauft. Die Ordnung aber ist ein Werk der Obrigkeit, welcher daran gelegen ist, daß alle und jede Glieder des gemeinen Wesens unter gewisse Kirchen und Gesellschaften eingetheilet seyen, worinnen GOTT offentlich verehret, gepriesen und dessen Gebote verkündiget werden. Doch folget hieraus keineswegs, daß man die Leute zwingen soll, zu diesen oder jenen Lehren sich zu bekennen, denn die Gewissen leiden keinen Zwang. Die Obrigkeit soll damit zu frieden seyn, wenn man keine neue Spaltungen, Sectirereyen und Unordnung im gemeinen Wesen verursachet.

Im übrigen hätte eine weise Obrigkeit darauf zu sehen, daß die Lehren des Evangelii, kurz, einfältig und lauter in allen Kirchen gelehret werden, und keine andere Gebräuche, Ceremonien und Glaubens-Formen darinnen statt finden mögten, als solche, die von allen

Christen überhaupt sind angenommen und gebilliget worden. Dieser würden nun so gar viele nicht seyn, und das wär desto besser, weil uns Christus und seine Apostel ohnedem nicht an allerhand Fragen und weitschweifende Wissenschaften, sondern nur an den pur lautern Glauben, der durch die Werke thätig ist, gewiesen hat; **An den Früchten**, heißt es, **sollt ihr sie erkennen. Nicht, die da sagen HERR! sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.** Matth. 7. v. 27. Blose Meynungen und Auslegungen der H. Schrift machen keinen Christen aus; die äuserliche Kirchen-Gepränge und die darinnen übliche Ceremonien auch nicht. Wir wissen zu wenig um vieles zu bejahen, und glauben zu viel für das wenige, was wir thun.

Wäre nun das äuserliche Kirchen-Wesen so eingerichtet, wie es seyn solte, so würde man darinnen nichts von Zank und Zwietracht, und allerhand Glaubens-Formen hören. Man würde nicht aus blosen Ceremonien und Adiaphoris, Glaubens-Artickel errichten, und diejenige für Heyden und Zöllner erklären, die solche Bedenken trügen mitzumachen. Man würde darinnen niemand keine andre Glaubens-Regeln anpreisen, als die einfältige Lehren des Evangelii; Man würde diese mit allem Fleiß und möglicher Treue, nicht nach eigner fleischlicher Weisheit, sondern nach der Weisheit die von oben komt, zu lehren, und zu erklären suchen, mithin nicht auf den Ruhm groser Gelehrsamkeit, und Beredsamkeit

keit, sondern lediglich allein auf die gemeine Erbauung und Besserung friedsam, aufrichtig, und einfältig bedacht seyn.

Diese liebens-würdige Einfalt, dieses unschuldige Wesen, diese einnehmende Friedfertigkeit, würde alle redliche Leute rühren, und auch selbst diejenige zur Andacht reitzen, die jetzo die meiste Ceremonien nur aus Furcht, um nicht verdächtig zu werden, oder aus bloser unüberlegter Gewohnheit, mit machen. Ja selbst die Vereinigung der Haupt-Secten würde dabey weniger Schwerigkeiten finden, weil man doch in den Grund-Artickeln des Glaubens übereinstimmet, und nur allein durch das gelehrte Gezänk einiger hochmüthigen Geistlichen noch in einer unglückseligen und fortwährenden Trennung unterhalten wird. Würde dieses zusamt den andern vorwaltenden Misbräuchen abgeschaft, so käm die Kirche wieder auf den Fuß der ersten Lauterkeit, und niemand würde Ursache finden sich von einer solchen Gemeinde abzusondern, und auf ein sectirisches Wesen zu verfallen.

Bleibt unterdessen das äuserliche Kirchen-Wesen, so wie es bey uns ist, und man ist nicht im Stand solches zu verbessern, so muß man mit christlicher Sanftmuth diese Unvollkommenheiten so lange tragen, bis Gott von oben drein siehet, und selbst einmahl wieder einen Reformatoren abgiebt; welches dadurch geschiehet, wann er uns eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit und zum Guten einflös-

set, und christliche Fürsten und Obrigkeiten erwecket, welche die Baalim von den Höhen herunter thun, um ihn allein, als den einzigen wahren GOTT im Geist und in der Wahrheit anzubeten.

Bis dahin müssen wir unser äuserliches Kirchen-Wesen nicht anders betrachten, als eine äuserliche Policey, die zu dem Ende eingeführet ist, daß GOTT auch offentlich mögte in der Gemeinde verehret und gepriesen werden. Wobey sich, ohneracht aller Mühe und Sorge, doch unmöglich alle und jede Mißbräuche abschaffen lassen. Es ist ohnedem bey uns nur alles Stückwerk, wenn aber kommen wird, das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. 1. Cor. 13, 9. 10.

IV.

Von der Erhaltung der Gesundheit und denen darzu dienlichen Mitteln.

Wenn der Staats-Cörper sich soll wohl befinden, so müssen auch dessen Glieder gesund seyn. Es heißt aber: Wer vor seinem Schöpfer sündiget, der fällt dem Arzt in die Hände. Sir. 38, 15. Wo also viel gesündiget wird, da braucht man auch viel Aerzte. Mithin kan man überhaupt dieser Leute nicht wohl entbehren. Sind es redliche, weise, erfahrne Männer, so sind sie billig um desto höher zu achten.

Die

Die Arzney-Wissenschaft ist eine der vortreflichsten, die GOTT dem menschlichen Verstand hat mitgetheilet: sie wird aber dadurch mißhandelt, wann sie von unerfahrnen getrieben wird, welche weder die Kräfte der Natur, noch die menschliche Leiber kennen. Dieser ihr Handwerk ist eine privilegirte Kunst, die Menschen umzubringen, und die Gräber zu füllen. Ihre Quacksalbereyen, ihr wunderbares Gemengsel von allerhand Wurzeln, Kräuter, Säften und Gepülver, machen öfters die kranke Natur in ihren Wirkungen nur noch mehr irre, und leiten sie an statt des ordentlichen Lebens-Wegs, zum Tod. Wo man ein Land bevölkern will, da muß man diesem gefährlichen Handwerk allen möglichen Einhalt thun.

Dargegen muß man darauf bedacht seyn, kluge und geschickte Aerzte im Land zu haben, welche nicht aus bloser Gewinnsucht das Doctor-Handwerk treiben, und das Uhrwerk erstlich recht verderben, um es von neuem wieder in Gang zu bringen. Ein rechtschaffener Arzt muß, als ein weiser Mann, keiner so niederträchtigen Handthierung ergeben seyn. Er muß aus gemeinen Gefällen nach Verdiensten besoldet werden. Denn so wohl der Arzt, als der Richter, versehen beyde öffentliche Aemter, ob sie gleich nur mit einzeln Personen beschäftiget sind; denn diese einzele Personen sind Theile von dem Ganzen, und das Ganze komt in Unordnung, wo viel Theile leiden. Es ist deswegen nöthig, daß man in Ansehung des Ganzen die Theile besorge, und daß

man es also nicht darauf ankommen lasse, bis ein jeder selbst auf seine eigne Wohlfahrt denket; denn die meiste sind insgemein so blind und so unachtsam, daß sie solches nicht erkennen, noch darauf ihre Gedanken schlagen. Die nechste Vorwürfe, die unsre Begierden reitzen, sind auch die erste, welche die Sinnen bemeistern: sie werden davon hingerissen, ohne daß wir weiter überlegen, was man sich dadurch für Schaden an seinem Leibe, an seinen Gütern, an seiner Ehre, und an seinem ganzen Glücke zuziehet.

1.)

Müsten zur Erhaltung der Gesundheit und des natürlichen Lebens, gewisse Collegia medica bestellet werden. Diese müsten aus rechtschaffenen, erfahrnen und gelehrten Männern bestehen, und von gemeinen Gefällen unterhalten werden. Diese müsten ferner eine gewisse Anzahl junger Aerzten unter sich haben, theils um sie anzuführen, theils ihre abgehende Stellen durch sie zu ersetzen. Diese junge Aerzte müsten so eingetheilet werden, daß jeder von ihnen eine gewisse Gegend in der Stadt oder auf dem Land zu besorgen hätte; dergestalt, daß ein solcher wochentlich wenigstens einmal in einem jeden Haus einsprechen, und sich erkundigen müste, ob und welcherley Kranke sich darinnen befänden. Darüber müsten sie nun täglich den Bericht an den über diese Gegend bestellten Medicum abstatten, damit dieser in Zeiten sich dahin begeben, und die nöthige Genesungs-Mittel gebrauchen mögte. Hätte aber der Kranke zu

demselben kein Vertrauen, so könte er auch allenfalls einen andern zu sich kommen lassen; doch so, daß dem Medico desselben Quartiers, der guten Ordnung halber, unversagt wär, mit beyzutreten.

2.)

Müste keiner zum practisiren zugelassen werden, er habe dann erstlich die Arzney-Kunst ordentlich gelernet, so, daß er darauf examinirt, und so fort zum Doctor oder Licentiaten ist ernennet worden; dann in Ermanglung dieser Vorsichtigkeit, würden sich sonst allerhand Storcher, Wurmschneider, Quacksalber, Sturzebecher und dergleichen tödtliche Kunst-Erfahrne in einem Land nach und nach einschleichen, und ihre Wissenschaften auf Unkosten anderer Leute Beutel und Leben probiren. Die in offentlicher Bestallung stehende Aerzte, hieß man Doctores, die junge Helfer aber Licentiaten, weil sie bey ihren Haus-Visiten in leichten Fällen, und wo die Krankheit von keiner Bedeutung wär, Erlaubniß, (Licentiam) hätten, unverfängliche Arzneyen zu verschreiben. Insonderheit hätte man darauf zu sehen, daß sie dem gemeinen Mann, und die durch Schwelgerey und Ueppigkeit sich verderbende Zaumlose Jugend, fein zur Ordnung und zu einer vernünftigen Lebens-Art anmahnen mögte; als wodurch schier allen Krankheiten könte vorgebogen werden. Allein diese einfältige Lebens-Ordnung ist in der Welt schier durchgehends zu einem Geheimniß worden; dergestalt, daß man sich darüber nicht

ehender, als bey dem Gebrauch der Arzneyen ein wenig zu eröfnen pflegt; Folglich dasjenige, als ein Arcanum oder Particular, wie es die Herrn Adepti nennen, tractiret, da es doch die Natur allen vernünftigen Menschen, ja so gar den Thieren lehret. Wie groß muß demnach unser Verderben seyn, daß wir diesen einfältigen Natur-Weg zu unsrer Erhaltung und Gesundheit so gar verlohren haben; und daß wir zu unsrer Züchtigung und Strafe, jetzo so viel Aerzte, Apothecken, Bäder und Sauerbrunnen gebrauchen müssen. Unterdessen da nun die Welt einmal in solchem Verderben lieget, so muß unter einem weisen Regiment dem Ubel, so gut man kan, begegnet werden. Eine kluge und bescheidene Lebensweise mit allerhand Menschen umzugehen, und in die verschiedene Gemüther derselben sich geschickt zu richten, ist eine nöthige Eigenschaft eines rechtschaffenen Arztes Wenn also die Haus-Visiten von den jungen Licentiaten solten statt finden, so müste solches auf eine bescheidene und anständige Art geschehen, ohne sich bey den Leuten einzudringen. Auch hätten sie sich bey den Reichen und Vornehmen meistentheils nur nach dem Gesind zu erkundigen, welches jene oftmals gar unbarmherzig liegen lassen.

3.)

Müsten die Apothecken mit nichten eine Werkstatt einiger eigennützigen Bürger seyn, die sich damit auf Unkosten der Armen und Nothleidenden bereichern, indem sie die Simplicia, die öfters nichts als nur die Mühe kosten,

sten, daß man sie sammlet, und in glänzenden Büchsen ausstellet, um hohe Preise ansetzen. Man könte denken, die Kranke hätten durch ihr unordentliches Leben sich ihre Krankheiten zugezogen, und verdienten also deswegen am Leib und am Beutel gezüchtiget zu werden. Allein weil hier zuforderst viele Fragen zu erörtern sind, ob und wie ein Kranker sich versündiget, und wem darüber obliege, die Strafen zu bestimmen und auszuführen, mithin davon, wie die Clerisey von den Kirchen-Busen, den Nutzen zu ziehen; so ist wohl dieses das Beste, man betrachte diese Dinge auf derjenigen Seiten, da die gemeine Wohlfahrt darunter leidet. Diese aber leidet sehr darunter, wenn die Leute die von einer Krankheit befallen werden, nicht schleunige Hülfe erlangen, und aus Furcht der darauf gehenden Unkosten, nicht ehender ihre Zuflucht zu dem Doctor und den Apothecken nehmen, als bis das Uebel überhand genommen hat. Mit den ansteckenden Krankheiten, hat es in diesem Fall insbesondere ein gefährliches Ansehen. Man hindert ja mit allem Fleiß in einem Land die einreissende Vieh-Seuche, warum solte man nicht gleiche Sorgfalt für die Erhaltung der Menschen haben, und zu dem Ende die Besorgung der Aerzte und der Arzneyen aus gemeinen Mitteln anweisen? Es gilt hier am meisten um den gemeinen Mann, welcher ohnedem die Mittel nicht hat, sich nach Nothdurft in Krankheiten verpflegen zu lassen, vielweniger den Doctor und die Apotheck zu bezahlen. Denn diese Leute leben von Hand zu

Mund, und wann jene nichts verdienet, so muß dieser fasten. Wie man also die Aerzte auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten soll, also müsten auch die Apothecken so eingerichtet werden, daß den Armen, nach der Verordnung des Arztes, die Arzneyen umsonst, den Wohlhabenden und Reichen aber, nach einer geringen Taxirung gereichet würden.

Es ist ein sehr schändlicher Gebrauch, wann die Aerzte und die Apothecker zusammen eine gemeinschaftliche Sache machen, sich einander, auf Unkosten der Kranken und Nothleidenden, zu bereichern. Wie dann an vielen Orten die Apothecker die Aerzte ordentlich beschenken, damit diese fein viel Recepte verschreiben, und sie ihre Schmieralien fein ans Geld bringen mögten. Mich dünkt eine Apotheck mit ein halb Dutzend geübten Handlanger, sey für eine mittelmäsige Stadt genug. Der Landmann findet sich bey seinen Haus- und Bauren-Mitteln besser, als die verwöhnte Stadt-Leute, bey ihren Haufen Quacksalbereyen, womit sie ihre Häuser zu Hospitäler, und ihre Leiber zu Apothecken machen. Wann werden wir doch diese Narrheiten einmahl einsehen lernen? Es ist unläugbar, daß nirgend mehr Kranke gefunden werden, als wo viel Aerzte und Apothecker sind. Ich habe zwar von den Aerzten eine bessere Meynung als von den Advocaten; diese, weil sie von den Processen leben, pflegen nicht selten auch ihre Künste anzuwenden, um solche zu verlängern. Nein, ich den-

denke nicht so schlimm von den Herrn Medicis. Allein ich glaube doch, daß sie mit den einfältigsten Natur-Mitteln, welche hauptsächlich auf eine gute Diät und Lebens-Weise zielen, mehr ausrichten würden, als mit allem ihrem künstlichen Gemengsel, aus allerhand Büchsen, Gläsern, Geschirren, aus- und einländischen, Gewächsen, Thieren, Kräutern, Mumien, Steinen, Muscheln, Balsamen und dergleichen. Sonderlich wo die Anfälle der Krankheiten nicht zu heftig sind, und die Natur nicht nothwendig durch einen schnellen Eindruck in ihrem bösen Gang muß gehemmet und wieder zu recht gewiesen werden. Wer auser diesem natürlichen Lebens-Weg seine Natur einmahl zu viel an die Arznenen gewöhnt, der wird Zeit-Lebens kränklich bleiben, an die Pillen glauben und einen Candidaten der Medicinischen Facultät abgeben müssen. Wo er anders nicht aus der Erfahrung klug wird, die Salbadereyen abschaft, und ein vernünftiges mäsiges Leben zu führen beginnet. *

4)

Die Hospitäler, worinnen sowohl fremde als einheimische Kranken verpfleget werden, sind gar eine löbliche und christliche Verordnung; Allein, sie sind da nicht zulänglich, wo die

* In re medica simplicissima amo, Mixturarum inimicus, sanitatis cultor ex natura, non ex arte: Felix arcani hujus possessor ex infelicibus experimentis. *Epist. ad amicum.*

die Armuth unter dem gemeinen Mann zu gros ist. Ob nun wohl eine solche eingerissene Armuth in einem Land ein solcher Haupt-Fehler ist, dem vor allen Dingen durch gute Policey, und Aufrichtung nützlicher Fabriken und Manufacturen müste vorgebogen werden, so wird doch auch darbey nothwendig erfordert, daß denen Haus-Armen, die sich des Bettelns billig schämen, und sich doch nicht zu helfen wissen, im Nothfall auch in ihren Häusern mögte hülfliche Hand gereichet werden. Denn die meiste scheuen die Hospitäler, wenn diese gleich noch so wohl eingerichtet sind. Auch würden sie nicht Raum haben alle Arme, Kranke, und Nothleidende aufzunehmen. Es ist also nöthig, daß auch diese mit nöthigen Arzneyen und Allmosen versorgt werden. Hierzu dienen die junge Aerzte, die über eine jede Gegend die Aufsicht haben; dann durch dieselbe kan man genau wissen, was für Kranke und Nothleidende sich darinn befinden. Wann nun auch die Geistliche desselbigen Kirchspiels, nach ihrer Amts-Pflicht, für die ihnen anvertraute Heerde mit gleicher Sorgfalt zu wachen, sich würden angelegen seyn lassen, so würden dadurch die natürlichste und tauglichste Mittel gefunden werden, aller einreissenden Noth, Krankheit und Unordnung, in Zeiten zu wehren; und zugleich diejenige Allmosen am besten anzuwenden, die so wohl in den Kirchen, als sonst pflegen gesammlet zu werden.

5.)

Hätte das Collegium Medicum fernerweit auch solche Anstalten zu verfügen, daß in einem Land keine schädliche noch ungesunde Speisen mögten zu Markt gebracht werden. Es ist eine gewisse Nahrung für die Aerzte, wann an einem Ort viel Zucker- und Pasteten-Becker sich befinden; es wäre besser, man machte aus ihnen lauter Commiß-Becker. Denn alles süsse, fette, Back- und Naschwerk, ist der Gesundheit nachtheilig. Noch weniger dulde man solche Leute, die mit andern schädlichen Eß- und Trink-Waaren handeln, und um eines schnöden Gewinns willen, die Menschen mit vergeben helfen. Die böse Bierbrauer, welche spanischen Pfeffer, und ich weis nicht was für Teufels-Zeug ins Bier thun, davon die Trinkende so lang trinken bis sie voll und toll werden; ingleichen die Wein-Panscher, welche ihre Weine mit schädlichen Einschlägen vergiften, solte man exemplarisch strafen; denn ein gelindes Gift, das man den Menschen beybringt, und welches nur nach und nach tödtet, und das Leben jämmerlich macht, ist weit grausamer, als ein behender Schlag, damit man einen auf einmahl in die andre Welt liefert. Es ist aber nicht genug, daß man hier allein auf die grobe Missethaten siehet, sondern es ist auch nöthig, wenn man auf die Fortpflanzung und die Gesundheit der Menschen bedacht seyn will, daß man überhaupt auf alles dasjenige acht habe, was dem menschlichen Leben und der Gesundheit nachtheilig seyn kan. Also haten

ben die darzu bestellte Aerzte, aller Orten vornehmlich auf ein gutes Wasser zu sehen; dann wo solches nicht ist, da pflegen die Leute leicht zu kranken, und äusern sich in solchen Gegenden die Vieh-Seuchen am meisten. Junges unvergohrnes Bier, allerhand unzeitiges Obst, unterirrdische und feuchte Wohnungen, die keine Luft noch Sonne durchdringen: Ferner eine unordentliche viehische Lebens-Art, da man alles unter einander frißt und säuft, oder auch grosser Mangel am Essen und Trinken, Kleidern und nothdürftiger Verpflegung. Sehet da die Haupt-Quellen, so vieler jämmerlichen Zufällen und Krankheiten, durch welche das menschliche Geschlecht aufgerieben und hingerissen wird. Hier hätten also die Herrn Aerzte eine feine Beschäftigung, wenn sie wahrhaftig und in der That so vielem Unheil vorbauen, und ihrem nothleidenden Nechsten christlichen Beystand thun wolten.

- - Facilis descensus Averno
Noctes atque dies patet atri janua Ditis,
Sed revocare gradum superasque evadere ad auras
Hoc opus, hic labor.

Virgil.

6.)

In Ansehung der Schwangern, Gebährenden, Säugenden und Säuglingen, hat man sich derselben gleichfalls von Amts wegen anzunehmen, und bey dieser zarten Pflanz-Schul, im Beginn des menschlichen Lebens, alle unsinnige, schäd-

schädliche, ja öfters recht ungeheure Misbräuche vernünftig abzustellen. Denn hier gilt es um den Stoff des ganzen menschlichen Lebens, in welches gar oft die kleinste und ungeachteste Dinge einen starken Einfluß, so wohl auf den zarten Cörper, als auf die ihn belebende Seele haben, auch öfters den natürlichen Wuchs eines Kindes, schon in den ersten Lebens-Zügen ersticken. O mögte man hier das Heil und die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts in ihrer Wiege betrachten, und den ersten Gift der mit der Mutter-Milch auf dasselbe sich ergieset, davon in Zeiten absondern können. Allein, vergeblicher Wunsch! Hier stickt das Böse schon im Saamen. Wer nichts von der Erb-Sünde glaubt, der findet sie hier. Das Böse pflanzet sich fort von den Eltern auf die Kinder! diese bekommen darzu die Gestalt in der Mutter Leib: die Säug-Amme reicht ihnen eine unreine, verhurte Milch zu ihrer ersten Nahrung: eine Lastervolle Zucht formiren die erste Sitten der Kinder: der unreine Trieb das Böse nachzuthun, und die Wuth darinn sich zu verliehren, kommen endlich in ihren völligen Wachsthum; und also pflanzen die Menschen nicht nur ihr Geschlecht, sondern auch noch immer ärgere Menschen fort.

Aetas parentum pejor avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

Horat.

Dieser Cirkel-Lauf wird so lange währen, bis auf einmahl das Trieb-Werk stille stehen, die Welt ihr End erreichen, und eine bessere erscheinen wird, da die verdorbene Menschen wieder rechte Menschen seyn, und das Ebenbild desjenigen tragen werden, nach welchem sie sind geschaffen worden; Die Absichten des Schöpfers, in Ansehung der Menschen, gehen in dieser Welt nicht zu Ende. Wohl dem, der so viel Glauben hat, dieser Veränderung mit freudiger Hofnung entgegen zu sehen.

V.
Von der Sitten-Ordnung.

Eine gute Sitten-Ordnung im gemeinen Wesen einzuführen, wäre so nöthig, als sie vielen und grosen Schwerigkeiten scheinet unterworfen zu seyn. Unsere Obrigkeiten wollen nicht dran. Es ist ihnen leichter allen Trotz und allen Ubermuth ihres eignen Gesindes und des ärgsten Pöbels zu vertragen, als um eine gute Policey sich bekümmern.

Die Sitten-Ordnung begreift überhaupt alle diejenige Handlungen im bürgerlichen Leben, die sowohl die Glückseeligkeit des gemeinen Wesens überhaupt, als eines jeden Glieds insbesondere betreffen. Sie hat es mit Fehlern, Schwachheiten, Lastern, Misbräuchen und Thorheiten zu thun, welche die Ruhe, die Ordnung, und den bürgerlichen Wohlstand stöhren.

Rom hatte seinen Ursprung von einem nichtswürdigen Volk, das aus andern Ländern verbannet war, und sich dahin als nach einer Frey-Stadt begab. Ein solches Volk zu moralisiren und zu ehrlichen Leuten zu machen, darzu wurde Klugheit, Einsicht und Muth erfordert. Zu dem Ende wurden in allen Quartiren der Stadt, gewisse Aufseher errichtet, welche sie Censores nanten: diese musten auf alle Sitten und Handlungen des Volks ein stets wachsames Auge haben, und diejenigen anklagen, die etwas thaten, so den Gesetzen und der Ordnung zuwider war. Auf diese Weise wurden die Römer die gesitteste, tapferste und klügste Völker auf Erden; die Liebe des Vaterlandes machte ihren grösten Ruhm, sie dachten grosmüthig, sie schämten sich der Laster, und hielten diejenige Menschen verächtlich, die weibisch, wohllüstig und verzärtelt waren. So sah es noch zu Rom aus, als Cato Censor war, und ehe noch diese edle Sitten durch die Herrschsucht und Ueppigkeit einiger reichen Schweiger verdorben wurden.

Ist es nun bey den Römern, als einem unglaubigen Volk, möglich gewesen, das Volk durch gute Policey in Ordnung und bey guten Sitten zu erhalten, warum solten sich dergleichen Anstalten nicht noch viel besser bey solchen Völkern machen, welche Christen seyn wollen; mithin vermög dieses Glaubens vorhin schon zu allen guten Sitten und einem unschuldigen tugendhaften Wandel verbunden sind.

Es ist demnach eine träge und Sorgen-lose Unachtsamkeit unsrer Regenten, daß sie sich mit solchen Kleinigkeiten, wie sie es nennen, nicht aufhalten wollen; denn das müssen wir wissen, und ich darf es frey sagen, daß die Liebe zum gemeinen Besten, so wenig Obrigkeiten, als der Eifer zur Wahrheit und zur Religion, Kirchen-Lehrer ins Amt bringt. Die Besoldung und das Ansehen macht, daß auch öfters die untüchtigste darnach rennen und laufen. Alle Aemter sind fast heut zu Tage auf eine gewisse Art feil, und wo man nicht offentlich darauf bieten darf, so kan man doch durch heimliche Geschenke darzu gelangen.

Ich komm, nach dieser kleinen Ausschweifung, wieder auf die Sitten-Ordnung. Man findet zu Paris davon einige Exempel. In jedem Quartier von dieser grosen Stadt ist ein Commissarius bestellt, der auf alles, was darinnen vorgehet, genau Acht haben, und bey allen Vorfällen, wo Streit, Unordnung, Tumult, Schlägerey und dergleichen, sich ereignen, hurtig bey der Hand seyn muß, um allem weiterm Unheil so viel als möglich ist, vorzubeugen: Auch muß derselbe, in kleinen Streitigkeiten, die zwischen Frembden und Einheimischen, zwischen Herrschaften und Gesind, und sonst in den Haushaltungen sich erheben, einen Stand-Richter, oder Judicem pedaneum abgeben. In London und in ganz Engelland, hat es mit denen so genanten Friedens-Richtern eine schier gleiche Beschaffenheit, nur daß diese leztere ansehnlichere Leute sind,

und mehr zu bedeuten haben. In den grosen Städten von Holland dienet der Schut bey Nacht zu gleichem Endzweck. Wir affen allen närrischen Moden unsrer Nachbarn nach, wann werden wir einmahl so vernünftig werden, und ihnen auch das Gute nachthun? Wir haben z. E. auf jedem Dorf einen Pfarrherr, oder Caplan: man bestelle, nebst dem Schulzen, auch einen Sitten-Richter, so ist die Staats-Verfassung des Dorfes ganz. Ist die Gemeinde stark, und hat zwey Geistlichen, so mache man auch zwey Sitten-Richter; auf gleiche Weise wird die Sache auch in Städten können eingeführet werden.

Das Amt eines Sitten-Richters bestehet darinn: Ruhe, Ordnung, und Sicherheit im gemeinen Wesen zu handhaben: Allen bösen Sitten und thörichten Misbräuchen zu wehren: Allen Muthwillen und Frevel zu steuren: Fried und Einigkeit in den Haushaltungen herzustellen, und kleine darinn vorkommende Streitigkeiten stehendes Fuses zu schlichten: Keine Leichtfertigkeit, noch Schand- und Huren-Winkel zu gestatten: die Strasen von Bettel-Leuten und Lumpen-Gesind rein zu halten: Wann sich Tumult, Unordnung, Streit und dergleichen ereignet, auch die Schaar-Wache, oder die Soldaten bey der Hand zu haben, oder wo diese nicht geschwind genug herbey zu holen sind, müsten die nechsten Bürger durch ein gewisses Zeichen, oder Schreyen aufgerufen werden, mithin dadurch allem Unheil hurtig wehren, und vorbeugen helfen. In Abwesenheit des Sitten-

Richters müste jederzeit eine andre Person vorhanden seyn, die im Nothfall dessen Stelle vertreten könte.

Man findet grose Städte, wo zur Nachtzeit nicht einmahl eine Schaar-Wache zu spüren ist, mittler weile der unbändige Pöbel sich in den Schenken so voll und toll säuft, daß darüber öfters Schlägereyen, Mord und Todschlag entstehen, und die Strasen bey Abendzeit nicht sicher sind. Zumahl wo viel müßiges Gesindel, als Soldaten, Handwerks-Pursche, Liberey-Diener, Studenten und dergleichen sich befinden, welche meinen daß sie den Degen vergebens an der Seite führten, wan sie solchen nicht auch zu entblösen das Herz hätten.

So toll und unsinnig auch dergleichen Unordnungen sind, so leicht wären sie durch vernünftige Anstalten abzustellen. Denn kan wohl etwas närrischers und unseligers erdacht werden, als daß man jungen, muthwilligen Purschen erlaubet, den Degen allenthalben mit sich herum zu schleppen, und so gar also bewafnet die Wirthshäuser zu besuchen, damit, wann sie sich voll und toll gesoffen, sie auch gleich das Messer bey der Hand haben mögten, sich einander in der Wuth zu hauen, zu stechen und zu erwürgen. Man sage mir doch eine einzige vernünftige Ursache; warum man überhaupt den Leuten erlaubet, daß sie in stiller Friedens-Zeit allenthalben mit ihren Schwerdtern umgürtet gehen? Nicht anders als ob sie zum rauffen ausgiengen; oder

unter

unter lauter Strasen-Räuber und Mörder sich begäben.

Ich finde in dieser ganzen kriegerischen Tracht nicht die geringste Zierlichkeit; vielmehr schlenkert einem der unnöthige Spieß, im gehen nur zwischen den Beinen, und macht, daß mancher gar darüber auf die Nasen fällt. Ich mag es überlegen, wie ich will, und mir die Sache so reizend vorstellen, als die Tapferkeit, der Adel, und der närrische Studenten Geist mir solches immer beybringen kan: ich finde das Degentragen so lächerlich, als beschwerlich. Ein anders ist ein Reisender, oder ein Soldat, der auf die Wache ziehet. Allein mitten in einer Stadt, oder auf dem Lande, wo alles in Frieden und in Ruhe ist, wo man sich von niemanden keiner Gewaltthätigkeit zu befürchten hat, wo ein Stock genug ist, einen uns anbellenden Hund zu scheuen; und wo man ja so sicher, wo nicht noch sicherer als bey den Bäder und Sauerbrunnen ist, sich immer mit dem Degen zu schleppen; dieses dünket mich so ausschweifend und so thörigt, daß ich dafür halte, eine vernünftige Obrigkeit sey verbunden, zu gemeiner Sicherheit, eine so gefährliche Tracht abzustellen. Es darf nur der Fürst, oder der vornehmste Adel, den Anfang machen, und selbst keine Degen mehr tragen, so wird man es dem kleinen nichtswürdigen Gesindel, das sich nur aus stolzer Narrheit damit behänget, nicht mehr verbieten dörfen.

VI.

Von der Kleider-Ordnung.

Zu guter Policey, gehöret auch ferner eine Kleider-Ordnung. Ich begreife darunter nicht denjenigen Putz, dessen sich die Scharfsinnigkeit unserer Damen, zu Vermehrung ihrer Annehmlichkeiten, und zu Unterscheidung ihres Rangs zu bedienen pflegt, und welche sich öfters bis auf die kleinste Bändergen und Spitzen erstrecket. Nein, dieses wär nicht höflich unserm Frauenzimmer ihre gröste Freude, die sie in der Welt haben, zu versagen. Meine Meynung ist nur diese, daß man die närrische ausländische Moden verbieten solte. Im übrigen aber mögte man den Schönen die Freyheit lassen, mit artigen Erfindungen ihren Schmuck so sinnreich auszuschmücken und zu bereichern, als sie immer wollen.

Die französische Damen kommen unsern teutschen an schönem Blut und Gewächse nicht bey; sie haben Mängel, die sie durch allerhand Flitterwerk den Augen zu entziehen trachten. Unsere Schönen machen der Natur mehr Ehre, wann sie sich zeigen, wie sie sind. Sie brauchen weder Schmink noch Kunst: ihr gerad aufgewachsener Leib hat nicht nöthig einem französischen Zwang sich zu unterwerfen. Eine natürlich angepaßte Kleidung zieret ihn weit mehr, als die gräßlich ausgespannte Zelten und Reif-Röcke die sie an ihren Cörper hängen.

Hätte

Hätte man nicht die Unförmlichkeit des Leibes, oder einige ungestalte Glieder darunter zu verbergen gesucht, so hätte man wohl niemahls eine so lächerliche Maschine erfunden.

Ich wolte mit diesem empfindlichen Geschlecht eben keinen Krieg anfangen, und es solte mir doch gestehen, daß ein gewisser Aufsatz von Haaren mit einem Stirnband, oder Drey-Eck, durchflochten, wie es vormahls die Römischen Damen trugen, den Kopf weit mehr zieren würde, als alle Brabandische Spitzen. Solte dieses Vorurtheil nicht gültig seyn, so ist es gewiß dieses: Unsere Schönen lassen sich niemals in ihren gewöhnlichen Spitzen-Hauben, sondern in einem blosen Aufsatz von Haaren, oder auch nicht selten mit einem kleinen Hut, oder einer Mütze à la Polonoise abmahlen. Dieses ist genug zu beweisen, daß sie den Französischen Aufsatz mit nichten für schöner halten; denn sonst würde ihre sinnreiche Eigenliebe diesen vor jenen bey der Abschilderung wehlen: Sie halten demnach nicht alles für schön, was aus Frankreich komt; sondern sie folgen blos allein darinn der Mode. Also kan man mit allem Recht, und ohne sie zu beleidigen, eine solche Mode verbieten, und das Geld dafür im Land behalten.

Ein groser Herr kan in seinem Land die Mode machen, wie er will; wie er sich kleidet so kleidet sich auch der Hof, und nach dem Hof die Stadt. Hat er keinen Gefallen an einem

weibischen und fladderhaften Putz, so darf er solchen nur selbst unterlassen. Es ist männlichen Personen, zumahl solchen, die in ansehnlichen Bedienungen stehen, ohnedem nicht anständig, wenn sie sich wie die Tanz-Meister, Comödianten und Französische Pétits Maitres kleiden. Ich muß bekennen, daß unter allen Trachten in der Welt mir diejenige stets am besten gefallen hat, die am geschicklichsten an dem Leibe passet, demselben seine natürliche Gelenksamkeit ungezwungen lässet, und die Gesichts-Bildung am freyesten entdecket, zugleich aber den ganzen Menschen gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung, am besten verwahret. Die Spanische und Ungarische Trachten, haben weit mehr schönes und prächtiges, als das schlotternde Wesen der Französischen. Ein mittelmäsiger wohl aufgeschlagener Hut, mit einem kleinen Haar, statt der gekrollten Parrucken. Sehet hier den natürlichen und zeitlichen Putz der Männer, wann ich solchen nach meinem Sinn angeben solte.

Was nun die Ordnung der Stände in der Art, sich zu kleiden betrift, so muß auch darinn ein vernünftiger Wohlstand beobachtet werden. Man muß hier dem Adel, den Magistrats-Personen, den Gelehrten, und den vornehmen Kaufleuten in grosen Handels-Städten gewisse Vorzüge verstatten, die sich entweder auf ihre Würden, oder auf ihre Reichthümer beziehen; denn das Geld ist Hoch-adelich und alle Würden sind feil; darum aber gehet ein Reicher, der keinen Adel und keine Würde hat, demjenigen nicht

nicht vor, der solche führet: denn ob sie gleich der Reiche für sein Geld auch haben könte, so kan er sich darauf doch nicht ehender etwas heraus-nehmen, als bis er solche würklich erlanget, denn, was einer hat ist mehr, als was einer haben kan; und ist billig, daß wo einer vor dem andern einen Vorzug haben will, derselbe auch für seinen Hochmuth etwas abgebe. Es sey denn, dessen Verdienste wären so gros, daß sie ihm allein ein groses Ansehen zu wegen brächten.

Kaufleuten, die mit Maas, Elen und Gewicht verkaufen, gebühret kein solcher Vorzug wie denen, die ins Grose handeln, wann sie auch gleich viel reicher sind; Dann ihr Gewerbe, hat nach dem Zeugniß aller Völker etwas zu niederträchtiges. Da im Gegentheil grose Kaufleute, die Schiffe auf der See gehen haben, mit Wechsel und ins Grose handeln, und viele Leute in Bewegung setzen, billig zu den vornehmsten Bürgern, die bis an den Adel reichen, mitgezehlet werden.

Die geringe Kaufleute machen mit den Gelehrten, die keine Würde haben, und mit den Künstlern, einen Mittel-Stand, zwischen dem Adel und dem Pöbel aus. Hieher gehören auch alle Hof-Bediente, die keine Adeliche Stellen haben, imgleichen Rentmeister, Schösser, Verwalter, Secretarii, Amtleute ꝛc. Item die Pfarrherrn, und Schul-Lehrer, wenn sie keine Doctores und Professores

sind,* und dergleichen. Zum Pöbel gehören die Handwerks-Leute, und kleine Crämer: für diese schickt sich weder der Herr, noch der Degen.

Nach dieser Abtheilung der dreyerley Haupt-Stände in der bürgerlichen Gesellschaft wär die Kleider-Ordnung am füglichsten einzurichten. Dem ersten Stand, könte man in der Art sich zu kleiden keine Regeln vorschreiben; es sey dann, daß man darzu gewisse ausländische Waaren gebrauchte, welche der Fürst oder die Regierung für gut finden, zu verbieten. Z. E. die ausländische reiche Stoffe, Gold- und Silber-Borden, die nicht im Land fabriciret werden, Brabandische Spitzen, Italiänischen Sammet, Holländische Leinwand, Englische und Französische Tücher, dünnes Seiden Gewebe. Mit einem Wort, was der Aufnahm der im Land selbst aufgerichteten Fabricken zuwider wär. Ich versteh aber auch, daß diese einländische Waaren nicht theuerer und schlechter, als die ausländische seyn müsten; dann sonst wär es besser, man lies die Arbeit gar bleiben.

Der Adel und die vom ersten Stand mögten sich also in Sammet und Seiden, in Gold und Silber, in Purpur und Scharlach, nach eigenem Gefallen kleiden, kostbare Palläste bauen, solche sinnreich ausschmücken, und dabey Kutsch und Pferde, Wappen und Liberey halten.

* Diese haben nach gemeinen Rechten nobilitatem togatam.

ten. Dieser Pracht, dieser Aufwand, diese Eitelkeiten, machen das Geld herum laufen, befördern Handel und Wandel, nähren die Künste und Wissenschaften, geben den Handwerks-Leuten Arbeit, und schaffen den Armen Brod. Uebermachen es einige, und bringen sich dardurch ins Verderben, so ist der Schade für das gemeine Wesen noch lange nicht so gros, als wenn der Pöbel keine Unterhaltung und Nahrung findet. Dann ein müßiger Pöbel ist ein unbändiges Thier. Er setzt alles in Furcht und Unordnung. Wer wolte für die Arme und Bettler genug Arbeits-Häuser und Hospitäler aufrichten, wo nicht einmahl die Handwerks-Leute und Künstler ihre Lebsucht verdienen können? Verderben aber einige Grosen, so kommen sie darum doch dem gemeinen Wesen nicht so bald zur Last, sie behalten auch insgemein noch immer so viel übrig, daß sie nicht nöthig haben Hungers zu sterben, noch betteln zu gehen. Dem gemeinen Wesen ist nichts daran gelegen, wer das Geld hat; wann es nur im Land bleibet, und wacker herum lauft, darauf komt alles an; wenn aber der Pöbel nichts verdienen kan, und also nothwendig betteln muß, so ist die Noth allgemein, das ganze Trieb-Werk der gemeinen Wohlfahrt stehet still, und es ist alsdann kein besserer Rath, als der Fürst läßt seine arme Unterthanen die Waffen ergreifen, und überschwemmet mit einem solchen Schwarm desperater Völker die benachbarte Länder, wie ehmahls die Longobarden das reiche Italien, oder die Hunnen unter Attila

tila

tila den grösten Theil der Christenheit überzogen.

Dieses wird hoffentlich genug seyn, demjenigen Einwurf zu begegnen, den man insgemein wider den Pracht der Grosen und Reichen zu machen pflegt, als ob derselbe Schuld an dem Verderben der Länder wär. Die Gerechtigkeit, daß ein jeder nur sein eigen und nicht eines andern Gut darzu gebrauchet, nebst ein wenig Policey, kan hier alles im rechten Gleiß erhalten.

Weit eine andere Bedeutung hat es, wann Leute von dem zweyten und dem dritten Stand, die weder sichere Gründe, noch Einkünfte, noch Capitalien haben, sich von einem tollen Hochmuth einnehmen lassen, und alles was sie verdienen und erwerben, wieder an Putz und Kleider verwenden; dann auf solche Weise bleiben sie immer arm, und fallen nothwendig, wann sie alt und kränklich werden, samt Weib und Kindern dem Staat zur Last. Da sind Klagen über Klagen, welche die unordentliche Haushaltungen verursachen: Da borgt mancher so lang und soviel er kan: soll er bezahlen, so hat er nichts. Die Richter und Obrigkeiten werden also unendlich überlaufen, sie sollen Recht schaffen, und nehmen, wo nichts ist. Da ist die Noth, der Jammer, und das Elend so gros und so mannigfaltig, daß man weder zu rathen noch zu helfen weis.

Es

Es ist demnach eine wichtige Sache einem so grosen Unheil durch alle mögliche Anstalten zu begegnen. Die Kleider-Ordnung ist eine der nöthigsten: denn man solte nicht glauben wie weit der Narren-Stolz unter dem gemeinen Volk herrschet. Wenn man nun von der einen Seiten die allzuweit getriebene Unordnungen bey Hochzeiten, Kindtaufen, Leich-Begängnissen und dergleichen; und von der andern Seiten, den thörichten Kleider-Putz, durch Ordnung und Gesetze beschränken würde, so könten dadurch die Haupt-Quellen des Verderbens im gemeinen Wesen am leichtesten gestopft werden.

Der Herr von Schröder bemerket den Trieb Kleider-Ordnungen zu machen, als eine Eifersucht des Adels, der nicht leiden kan, daß sich andre vor ihnen so viel heraus nehmen, und den Lustre ihres Standes durch kostbare Kleider verdunkeln; dahero dann ein Hoffart den andern auszujagen pflegt, also daß man da mit Recht sagen könte: Er treibet die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel. * Wann aber die Kleider-Ordnung keine andere Beweg-Gründe hätte, als diese, so wäre es allerdings nicht der Mühe werth sich damit zu bemühen.

Der

---

* W. Freyherr von Schröder Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer ad Cap. 56. §. 8.

Der Herr von Schröder hat dabey einen artigen Einfall: er meynet, man könte die Ehrsucht gemeiner Leute, die immerfort mehr scheinen wolten, als sie sind, damit am besten im Zaum halten, wenn man allen Stands- und Amts-Würden, einem jeden nach seiner Art, ein gewisses äuserliches Kennzeichen an seiner Kleidung tragen lies, welches seinen Stand oder Würde, zu erkennen gäbe. Dann so würde das Bestreben andrer, die gerne Wind machen und gros thun wolten, doch nichts heisen; indem man sie jederzeit doch nie für mehr erkennen würde, als sie würklich wären. Allein, weise Leute würden sich wenig um die Kennzeichen ihrer Geburt und ihrer Würden bekümmern; da im Gegentheil die hochmüthige Gecken, die nichts bedeuten sich destomehr es würden kosten lassen eine Auszeichnung vor andern zu haben, dergestalt, daß der obgemeldte Zweck doch nicht dürfte erreichet werden.

Noch meinet derselbe, der Vertrieb der Waaren, die in einem Land verarbeitet würden, könte durch unbedachtsame Policey, und Kleider-Ordnung verhindert werden. Er sagt (Cap. CII.) **daß alles was im Land gemacht wird, es sey Sammet, oder so kostbar es immer wolle, jedermänniglich zu tragen frey gelassen werden soll, weil von dem Reichen ihrem Uebermuth so viel arme Handwerker leben und ernähret würden.** Wie aber, wenn die Handwerker und geringste Gattung Leute, sich selbst mit derglei-

chen

chen Kostbarkeiten zu behängen den Uebermuth haben; würde dadurch nicht das gemeine Wesen auf der einen Seiten mehr leiden, als auf der andern gewinnen?

Ich sehe mich also überzeugt, daß die Einführung einer guten Policey und Kleider-Ordnung ein sehr nöthiges Stück sey, dem durch Pracht und Ueppigkeit einreisenden Verderben der Länder weislich vorzubauen. Denn wo diesen beyden Stücken bey dem gemeinen Volk nicht mit Nachdruck vorgebogen wird, so nehmen Mangel, Nothdurft, Armuth und Unordnung unfehlbar mehr und mehr überhand. Der erste Stand macht die wenigste Zahl der Menschen, ja gegen die beyde andere, kaum den 50sten Theil aus. Wer also auf den allgemeinen Wohlstand des Staats bedacht seyn will, der muß solchen in dem grösten und nicht in dem kleinsten Theil von dessen Einwohner suchen.

Es ist wohl an dem, daß öfters von einem Reichen fünfzig Arme leben können; es geschiehet aber solches nur so lang, als diese gesund sind und arbeiten können: wie geht es aber alsdann, wenn Weib und Kinder darben, und die Hände nichts mehr verdienen können? Fallen sie nicht da dem Staat zur Last? Verursachen die viele Betteleyen und das viele Lumpen-Gesinde etwas anders als Verwirrung und Unordnung? der Vornehme verdirbt endlich mit dem Geringen; denn eines hängt

immer an dem andern; nicht anders wie die Gliedmasen eines Cörpers, wo die Gesundheit Noth leidt, so bald der Umlauf des Geblüts gehemmet wird, und nicht mit einem gleichen Triebwerk durch alle Glieder zirkuliret.

Nichts verhindert auch mehr die Fortpflanzung der Menschen in einem Land, als wenn darinn allerhand Misbräuche herrschen, und darunter insonderheit der närrische Kleider-Pracht überhand nimt. Man scheuet sich zu heyrathen, wenn man siehet, wie viel zu einer Haushaltung erfordert wird, wie man sich kleiden, Kinder und Gesinde halten; wie viel man der Obrigkeit abgeben, und wie vielerley Unkosten man sich bey allen Umständen und Vorfällen des menschlichen Lebens machen muß. Alle diese Dinge schrecken auch einen nur halb nachsinnenden Menschen ab, sich zu beweiben. Man sieht eine Unmöglichkeit vor sich, Weib und Kinder zu ernähren, da man Mühe hat, sich allein mit guter Art, nach der einmahl eingeführten Lebens-Weise, durchzubringen. Wie wollen nun erstlich an solchen Orten Fabricken und Manufacturen empor kommen können, da die Misbräuche so weit gehen, daß mancher Handwerks-Mann fast allein dasjenige an Weib und Kinder verkleiden muß, was er jährlich erwerben und verdienen kan.

Ich habe noch nie kein glücklicher Volk gesehen als die Bauren in der Schweitz: sie sind nicht so reich, wie diejenige in Engelland,

Hol-

land und Hollstein; allein sie leiden bey ihrer Armuth keinen Mangel: sie leben in der Einfalt, und sind mit ihrem Zustand zu frieden: ihre Freyheit macht ihnen einen frohen Muth: sie sind tapfer im Krieg, und ruhig zu Haus: sie gehen auf die Jagd wann sie wollen: Wayd, Luft, Wasser und Holz sind eines jeden Eigenthum: sie kleiden und nähren sich schlecht, es heißt bey ihnen: Povero si! ma contento. Dünkt sich ein Edelmann besser als sie, so hat er weiter nichts als seinen Hochmuth voraus.

Komt man nach Saerdam in Nord Holland, so siehet man daselbst ein Dorf, wo man so viel Reichthum als in den grösten Städten, und mehr glückselige Einwohner, als in ganzen Fürstenthümern findet: ihr Reichthum macht sie nicht stolz, und ihre Glückseligkeit nicht üppig: sie trachten nicht nach hohen Dingen: die Französische Moden reitzen nicht bey ihnen das sonst eitle Geschlecht: sie bleiben bey ihrer altväterischen Tracht: sie sind dabey reinlich, sowohl in ihren Kleidern, als in ihren Wohnungen: sie kennen den Werth des Geldes, und wissen solches zu gebrauchen; sie leben ruhig und bequem, sie haben ihre Lust-Gärten; sie essen und trinken gut, doch ohne Unmäßigkeit und Schwelgerey. Adel, Rang- und Titel-Sucht plagen nie ihre ruhige Gemüther. Der nur ist bey ihnen geehrt, der Treu und Glauben hält, und durch seinen Fleis das gemeine Beste befördern hilft. Sie geniesen also bey ihrer einfältigen und natürlichen

Lebens-Art, weit mehr wahre Glückseligkeit, als unsre stolze Prahler und Gros-Hansen, die in steten Sorgen und Zerstreuungen ihre Tage zubringen, und mit lauter Wind und Blähungen geplaget sind.

Ich hoffe hier genug gesagt zu haben, um die Nothwendigkeit einer guten Policey auch in Ansehung einer Kleider-Ordnung zu zeigen.

VII.

Von der Gesinds-Ordnung.

Wo Haushaltungen ohne Ordnung geführet werden, da gehet sie bald zu Grund; wo aber viele Misbräuche herrschen, und das Gesind den Meister spielet, da kan keine Ordnung sein. Die Misbräuche bringen die Unordnungen ins Haus, und das Gesind vergrössert solche durch ihre Leichtfertigkeit und Bosheit. Man höret darüber schier aller Orten klagen. Ein Uebel das so allgemein ist, und das so viele Leute drucket, solte uns ja wohl darauf denken machen, wie man solches abschaffen mögte.

Allein wie soll man dieses anfangen? das Gesind selbst schreibt uns schon Regeln vor. Sie haben sich bereits so viele Rechte ausersonnen, daß man bald ein eignes Gesetz-Buch wird heraus geben müssen, um zu wissen, wie

wie man sie verehren, beschenken und tractiren soll. Untreue, Verläumbdung, Betrug, Empörung, Dieberey, Leichtfertigkeit, alles dieses heißt so viel bey ihnen als nichts: die Ordnung der Stände, und die Abhänglichkeit des Niedern von dem Höhern dünkt ihnen sehr ungereimt zu sein. Wo will nun bey solchen Umständen eine Haushaltung in gebührender Ordnung erhalten werden, da man beynahe so viel Haus-Feinde als Bedienten hat.

Was im übrigen für Ursachen sind, warum wir kein besseres Gesinde haben, und wie endlich eine zulängliche Gesinds-Ordnung in einer grosen und volkreichen Stadt könte eingeführrt werden, darüber beruf ich mich auf die Vorschläge, welche der mehrmals belobte **Hr. Baron von Schröder in seiner Fürstlichen Schatz- und Rent-Cammmer.** Cap. XXVIII. mit hat einfliesen lassen; hieher gehört auch das V. Stück **in dem III. Theil der freien Gedanken von der Gesinds-Ordnung** p. 100.

Die erste Ursache der allgemeinen Gesindes-Plage, sind diejenige liederliche und verschwenderische Haushaltungen, worin alles unordentlich und vollauf hergehet, und wo das Gesinde in die leichtsinnige Lebens-Art der Herrschaft dergestalt mit vermenget wird, daß es thut, was es will. Daher entspringen die schöne Regeln die uns das Gesind vorzuschreiben pflegt,

und die besondern Rechte darauf sie sich steifen. Es ist bekant, daß hier eines sich immer auf das andere beruft, es heist das ist so und so Manier, das ist keine Arbeit für einen Lackeyen. In dem und jenem Haus, bey dieser und jener Herrschaft wird es so gehalten. Ergo ist es ein Recht; Würden nun die Unordnungen und Misbräuchen der Haushaltungen durch eine gute Policey überhaupt abgeschaft, so würden auch dieselbe sich nicht bey den Dienstboten äusern, denn eines verursacht hier das andere.

Ein Reicher kan überhaupt seinem Gesind mehr Geschenke geben und mehr Wohlthaten erweisen, als einer der nur mittelmäßig begütert und schlecht bemittelt ist. Dieses ziehet keine Verpflichtung nach sich; darauf aber komt es an, daß man keine Gebräuche gelten lasse, die zu einem förmlichen Recht erwachsen, als Trauer, Hochzeit, Neu Jahrs Geschenke und dergleichen.

Es ist einem jeden ehrlichen Mann daran gelegen, daß die unnöthige Nothwendigkeiten mögten abgeschaffet werden, um die Nothwendige Ehrbarkeit zu retten, und einem schimpflichen Mangel vorzubeugen. Ein Reicher muß nicht alles thun was er kan, damit der Arme sich nicht ängstigen mögte, etwas zu thun, das er nicht kan.

Die Misbräuche in Ansehung des Gesindes nehmen täglich mehr überhand. Wir verwir-

wirren den Stand der Knechtschaft der nöthig ist, um dem Stand der Herrschaft dadurch ein Ansehen zu geben. Wir erhöhen jenen, und ernidrigen diesen; wir machen daß dasjenige was dienen soll, herrschet; und wir herrschen um alle Zerstreuungen, und Sorgen zu fühlen, die ein närrischer Stolz begleitet, und die Reiche, um der Armen willen, selbst arm zu machen. Das liederliche Gesindel bedienet sich dieser Schwachheiten, und wir bald so trotzig, so übermüthig und so schwer zu unterhalten werden, daß man froh seyn würde, wo uns der Wohlstand und die Ordnung des Hausstands frey sprechen wolte, Gesind zu halten.

Der Herr von Schröder sagt in seiner Gesinds-Ordnung:* daß der Muthwillen des Gesindes alle Plagen Egypti noch übertreffe. Ich glaube, daß der ehrliche Mann der Sache durch dieses Gleichnuß ein wenig mag zu viel thun; dieses aber ist gewiß, daß einer der ruhig leben will, sehr übel thut, wann er viel unnöthiges und müßiges Gesind hält; denn in der That ist dabey mehr Verdruß, als Vergnügen.

Die Ordnung des häuslichen Lebens, ja was noch mehr, alles Gewerbe, alle Handthierung und Nahrung erfordert unterdessen Diener, und Knechte und Mägde. Man kan

 ihrer

* Siehe dessen Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer c. 28.

ihrer nicht entbehren, der Staat müste zu Grund gehen, oder GOtt müste eine andere Einrichtung unter den Menschen machen. Je grösere Unordnungen sich dabey äusern, desto mehr nimt das Böse überhand; und das Wohlseyn der menschlichen Gesellschaft leidet darunter beides in Ansehung des ganzen Staats überhaupt, als eines jeden ins besondere. Die Nahrung wird geschwächt: die Bürger verarmen und die öffentliche Gefälle nehmen ab.

Ein wenig Policey könte alles wieder in Ordnung bringen, und auch darin erhalten. Man schaffe die thörichte Misbräuche ab; man strafe mit Ernst die Ausschweifungen und Verbrechen; man halte auf gute Zucht und Ordnung; man wehre dem Hochmuth und der Schwelgerey; man ehre die Unschuld und die Demuth, und verachte die Thorheiten und die Laster, so werden unsere Haushaltungen bald ein anders Ansehen gewinnen.

Keine Leute verderben mehr das Gesind, als die Leute die auf Borg leben, und sich daraus keine Schande machen, ihre Schulden zu vermehren, und ihre Gläubiger gering zu schätzen. Es gibt in den grosen Städten Edelleute die auf ihre Ahnen Geld aufnehmen, und Kaufleute, die Bankeroutt spielen, diese sind die grosmüthigste Verschwender, und führen alle schändliche Misbräuche ein, sie derderben durch ihren Pracht und Ubermuth sich und ihre

Häuser; andern ehrlichen Leuten aber das Gesind.

Diesem Uebel muß man durch kluge Gesetze, und insonderheit durch eine gute Gesinds-Ordnung zu begegnen trachten; wo nicht, so werden wir bald davon die traurige Früchte in allen unsern Haushaltungen zu unserm Verderben empfinden.

Die Mittel die darzu der Freiherr von Schröder in dem angezogenen Capitel seiner Fürstl. Schatz- und Rent-Cammer anführet, sind kürzlich diese:

1.) Solte man das Gesind nicht über die Gebühr halten, ihnen nicht ihren Eigenwillen lassen, noch darzu den Lohn anderen zum Nachtheil gar zu hoch steigern, sondern solchen gleich durchgängig bestimmen.

2.) Solte man kein müßiges herrnlose Gesindlein in einer Stadt dulden.

3.) Solte die Hurerey und der Diebstahl als zwey ordentliche Mittel, womit sich das herrnlose Gesindlein nähret, mit mehr Nachdruck gestrafet werden.

4.) Solte man keine Zubringer und Zubringerinnen, welche meistentheils Kupler, Huren und Diebs-Beheger zu seyn pflegen, dulden, sondern durch die offent-

liche Nachrichten diesen Mangel ersetzen.

5.) Solte man die Drödler, welche die gestohlene Sachen kaufen, scharf anhalten, solche straks auszuliefern, und ihnen keinen Unterschleif geben.

6.) Solte man die Clöster-Suppen, oder wie es ein anderer nennet, die heiligen Allmosen, die man den Gassen-Bettlern reichet, nicht gestatten; damit das müßige Gesindel nicht dadurch seinen Unterhalt finde, sich den Bauch füllen und spatzieren gehen können.

7.) Auf gleiche Art solte man auf die Carten- und Würfel-Spieler scharf inquiriren, denn alle solche unnütze Bursche wollen nicht dienen, und verführen darzu noch andere.

8.) Solten die Geistlichen an statt des liederlichen Gesindes sich als ihrer Beicht-Kinder anzunehmen, solches besser und mit mehr Nachdruck seiner Schuldigkeit erinneren.

9.) Solte auf alle herrenlose Personen und Müßiggänger ein gewisser Tax gesetzet werden, und wer solchen nicht bezahlet, könte ad opera publica gebrauchet werden, wo er gegen eine gewisse Bezahlung arbeiten müste.

10.)

10.) Solte ein absonderlich Gericht bestellet werden, welches anders nichts als die Händel des Gesindes zu richten und zu schlichten hätte. Bey diesem Gericht solten alle Dienstboten sich einschreiben lassen.

11.) Solte das böse Gesinde, ohne Entgeld der Herrschaft, in die Zucht-Häuser gebracht werden.

12.) Solten grose Verbrechen des Gesindes durch öffentliche Züchtigungen bestrafet werden.

13.) Solte die grose Anzahl der Fürkäufer nicht geduldet werden; damit auf solche Weise das müßige Gesindel nicht eine dem gemeinen Wesen schädliche Lebens-Art erwählen, und der Mangel am Gesind vergrösert werden mögte.

Alle diese Vorschläge haben in gewisser Mase nach gestalten Umständen ihren Werth, es ist aber alles vergebens, wann nicht überhaupt die Lebens-Art der Menschen vernünftiger, züchtiger, mäßiger und gerechter, vermittelst einer guten Sitten-Ordnung, eingerichtet wird; denn es entstehet hier ein Uebel aus dem andern: wenn die Herrschaften sich mit ihrem Gesind zu gemein machen, wenn die Magd zur Unzucht, der Diener zu Kuppeleyen, und überhaupt ein Dienstbot zu unerlaubten und gott-

losen

losen Dingen gebraucht wird, so muß man ihm allerdings dargegen allen Muthwillen und alle Freyheit gestatten, und ihm noch über das den Seckel füllen, damit es schweigen, und die Schandthaten seines Herren oder seiner Frauen nicht ausplaudern möge.

- Nam lingua mali pars pessima servi.

Sagt *Juvenal. S. 9.*

VIII.

Von der Armen = Ordnung.

Es sind wenig Armen in der Welt, die nicht Schuld an ihrer Armuth sind. GOtt hat in der Welt alles so ordentlich an einander gehängt, daß die Wirkung niemals von der Ursache entfernet ist. Alle geschaffene Dinge gehen nach dieser Ordnung ihren natürlichen Gang: Glück, Verhängniß, Schicksal, und dergleichen poetische Ausdrücke, bedeuten nichts anders als solche Begebenheiten, deren Ursprung und Zusammenhang wir nicht einsehen können. Deswegen aber hat die Ordnnng der Dinge, und die Reyhe der Folgen, da eines aus dem andern fließt, doch immer ihre Richtigkeit.

Also hängen Liederlichkeit, und Müßiggang mit der Armuth genau zusammen. **Sey nicht ein Prasser,** sagt Syrach 18. vers. 32. **und gewöhne dich nicht zum Schlemmen, daß du nicht zum Bettler werdest.** Da im

Ge-

Gegentheil Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit, die natürlichste Mittel sind, etwas zu erwerben und vor sich zu bringen. So arbeiteten die Apostel **Tag und Nacht, daß sie niemand beschwerlich würden**, 1. Theß. 2. vers. 9. und befahlen deßwegen auch: **Wer nicht arbeiten wolte, der solte auch nicht essen**, 2. Theß. 3. vers. 10. Geschiehet es aber zuweilen, daß auserordentliche Zufälle darzwischen kommen, und unsere Nahrung hemmen, so können wir deswegen doch vernünftiger Weise die Ordnung nicht verlassen, weil das, was auserordentlich geschiehet, seine Ursachen auser uns hat, darnach wir unsre Handlungen nicht einrichten können. Also kan ein ehrlicher Mann durch Tyranney, Brand, Krieg, Krankheiten und dergleichen, aus besonderer Zulassung GOttes, bis zum Bettelstab kommen; Allein er wird deswegen doch kein Bettler werden, sondern die erste und beste Mittel ergreifen, um wenigstens sein Brod zu verdienen, und sich, obgleich armselig, doch ehrlich zu nähren, mithin auch darin der Göttlichen Ordnung folgen. Ja, GOttes Vorsehung erstrecket sich hier so weit, daß sie ihn nie verlassen wird, wann er auch gleich aus Schwachheit nicht mehr solte arbeiten können. David sagt im 37. Psalm vers. 25. **Ich bin jung gewesen und alt worden, und habe den Gerechten noch nie verlassen gesehen, noch seinen Saamen nach Brod gehen.**

Im übrigen so bleibt es bey dem allgemei-

nen

nen Grund-Satz: Wie die Ursachen sind, so sind die Wirkungen; wie die Wirkungen sind, so sind die Folgen. Wie man säet, so wird man erndten. Nach der Ordnung der Natur geschiehet nichts ohne Mittel. Der Urheber dieser Ordnung ist GOtt selbst. Wer dieser heiligen Ordnung widerstrebet, dem spricht sein eigen Gewissen das Urtheil seines Verbrechens, daß er darfür leiden muß. Diese Richtigkeit der Schlüsse, äusert sich im allen Umständen des zeitlichen Lebens. Wo GOtt nicht selbst ins Mittel tritt, und das Gute von dem Bösen sondert, da können die Laster in ihrer Art nichts anders als Unheil und Böses nach sich ziehen, und eben deswegen sind sie an und für sich selbst schon böse; da im Gegentheil die Tugend an und für sich selbst schon gut ist, indem sie nichts als gute Wirkungen nach sich ziehen kan; wo sie anders durch göttliche Schickung, nicht in fremde Ursachen, die auser ihr sind, mit vermenget und eingeflochten wird; und doch bleibt auch hier ihre Wirkung, in Ansehung ihres innern reinen Wesens, so tröstlich als unschuldig: und wo sie ja der Empfindung eines äuserlichen Uebels nicht entgehen kan, so weis sie doch solches durch Gedult, Glauben und Gottseligkeit zu lindern, und diejenige Ruhe in GOtt zu finden, welche sie in dem Gewühl der in Lastern verwickelten Welt, und in dem Genuß ihrer betrüglichen Schätzen vergebens suchet. Diese Beschaffenheit hat es mit ehrlichen Leuten, die, wann sie gleich in armselige und beklemte Umstände gerathen, doch niemals zu

dem schändlichen Bettel-Orden sich gesellen werden. Sie rufen zu GOtt in ihrer Noth, und dieser würde ehender Steine in Brod verwandeln, als sie Hungers sterben lassen.

Mit dem Ehr- und Zucht-losen Bettlers-Gesindel hat es im Gegentheil eine ganz andre Beschaffenheit. Solches lebet ärger wie das Vieh; es macht die Strasen unsicher: es vergiftet Land und Leut, mit abscheulichen Krankheiten und Lastern, es bestiehlet die Allmosen und die Armen. Kurz, es ist ein garstiges Ungeziefer unter den Menschen, das man nothwendig ausrotten soll. Elende, arme und gebrechliche Menschen fordern unser Mitleiden und unsere Barmherzigkeit auf; wir sind ihnen als Menschen, ich will nicht eimahl sagen, als Christen, verbunden, sie nach Nothdurft versorgen zu lassen. Darzu sind unsere Spitäler und Armen-Häuser aufgerichtet. Allein Faullenzer, Tag-Diebe, Land-Streicher, Strasen-Bettler und dergleichen grund-böse Taugenichts, gehören in solche Häuser, wo sie Arbeit, Zucht und Brod bekommen; dann diese drey Dinge gehören, nach dem Ausspruch des Weisen, für das müßige liederliche Gesindel.

Wie hoch haben es demnach die Obrigkeiten zu verantworten, wenn sie durch ihr übelbestelltes Regiment selbst Ursache zur Armuth und zum Verderben ihrer Unterthanen geben? Ich will nicht sagen, wenn sie nicht allein durch unnöthige Kriege, gottlosen Pracht, unverant-

wortliche Schwelgerey und ganz unsinnige Verschwendungen ihr eigen Volk aller Nahrungs-Mittel entblösen; sondern, wann sie auch nicht die gebührende Anstalten vorkehren, das Verderben der Menschen zu verhüten, die Arme, Preßhafte und Nothleidende, mit gehöriger Verpflegung zu versorgen, und die Betteley aller Orten abzuschaffen.

* * *

Indem ich dieses schreibe, bringt man mir folgendes Tractätgen: **Das verfluchte heilige Allmosen, welches zum Deckmantel der schändlichen Betteley, die als ein Fluch des Landes sich täglich weiter ausbreitet, gemisbrauchet wird, zur Beschämung des Müßiggangs und falscher Heiligkeit. ꝛc.** Ich finde darinn vortrefliche Gedanken.

Der Verfasser beschreibet die Betteleyen von allerhand Gattungen und Personen auf eine sehr lebhafte Art: er zeiget, daß man eine Sache von einem so **schändlichen Ursprung**, und einer so **schädlichen Wirkung** mehr verfluchen, als heilig nennen solte. Er macht einen Unterschied unter Armen und unter Bettler: jene sagt er, verdienten Allmosen; diese aber, solte man nicht unter sich dulten, nach Deut. 15. vers. 4. Die müssige Mönchen, die nicht gerne graben und arbeiten, und doch gerne was Gutes essen, hätten das heilige Allmosen aufgebracht, und zu den heiligen Stiftungen Anlaß gegeben: man hätte deswegen das Allmosen

mosen heilig genennt, damit die Leute desto-
mehr geben mögten. Die Attestata, die man
den Bettlern giebt, solten für ein Liebes-
Werk gelten, da man doch dadurch die Ar-
men aus dem Fegfeuer in die Hölle befördert,
und andern Leuten, die Müßiggänger zu er-
nähren, über den Hals schickt; die Pietisten,
die andern die Verleugnung der Güter predig-
ten, damit sie bey ihrem unordentlichen Wan-
del Unterhalt haben mögten, wären gleichfalls
mit Ursach, daß eine verfluchte Sache für hei-
lig gehalten würde. Denn die Bettler stehen
unter dem göttlichen Fluch, nach Hiob 20. vers.
10. **Sie sollen zu Bettler werden, ihre Kin-
der sollen betteln gehen.** Fromme, wann
sie gleich arm sind, haben sich nicht zu fürchten,
denn wo sie durch Zufälle in Dürftigkeit kom-
men, so hilft ihnen das Arbeiben wieder zum
Brod; Allein wenn einer von Adel, oder Leute
von Stand und Würden meynen, sie müsten
so lange betteln, bis sie wieder einen Herren
spielen könten, so wird GOttes Rath, der sie
demüthigen will, nicht erkant; denn wo ihn
GOtt hätte vornehm wissen wollen, so hätte
er ihn dabey erhalten. Deswegen solte er die
erste die beste Arbeit vornehmen, in der Hof-
nung, GOtt werde ihm nach der Züchtigung
wieder aufhelfen. Hierzu entschliefet sich aber
keiner der das Betteln für eine Ordnung GOt-
tes hält, und sich dabey besser als bey der Ar-
beit findet.

Wo Bettler sind, fähret der Verfasser

fort, da ist solches ein Kennzeichen, daß keine Vorsorge für die Arme sey. Und niemand der Unordnung wehren will, sondern nur jeder auf sich, und die Seinigen siehet. Zu arbeiten giebts überall genug, also daß man manchmahl eher zehen Gelehrte, und zwanzig Bettler müßig siehet, ehe man einen Taglöhner bekommen kan. Die Betteley ist gleichsam ein fetter Mist der einen dornichten Acker dünget, und des Unkrauts immer mehr macht. Wenn demnach die Weisheit GOttes gleich nach dem Sünden-Fall geordnet hat, daß Reiche und Arme unter einander seyn, und also die gefallene Menschen das Sternen-Regiment fühlen, und in der Natur ihren Eigenwillen und Fürwitz büssen müssen, so hat er sie doch auch durch Verkündigung des Evangelii zu voriger Gnade wieder rufen lassen, und könten sie, wann sie solche ergreifen wolten, sich dieses Lebens durch Gehorsam gar wohl erträglich machen. Wenn Ehr-Geitz, Geld-Geitz, Wohllust, so wohl bey Armen als Reichen die Herrschaft haben, so werden dadurch jene zur Betteley, und diese zur Unbarmherzigkeit verleitet. Was man ohne Sünde braucht, ist gut, ob es gleich eitel ist; was man aber mit Sünde braucht, oder misbraucht, das wird böse, ob es gleich heilig ist. Der Reichthum ist eine Gabe GOttes, und also gut, wenn man ihn recht brauchet. Allein er wird böse, wenn man ihn nicht zum Guten gebrauchet. Armuth aber ist an sich selbst böse, ob sie gleich manchen nützlich wird, weil ihm dadurch manche Gelegenheit zu sündigen entzogen wird. **Manchem** wehret

ret sein Armuth, daß er nichts Uebels thut. Syr. 5. v. 20. Ein Armer, wenn er so viel hat, als er zu seiner Nothdurft braucht, hat das ruhigste Leben, und nicht viel Sorgen. Darum aber ist die Armuth an sich selbst nichts guts, weil sie durch den Gebrauch gut werden kan, dann dem der es misbraucht, nehmlich dem Gottlosen, lehret sie viel Böses. Syr. 13. v. 30. Wolte man der Lehre Syrachs folgen, und dem Gottlosen nichts geben, Cap. 12. v. 5. so würde man in der That hören und erfahren, daß Armuth Böses lehre, darum muß man sich gleichsam los kaufen, und einem Dieb was geben, daß er nicht ein Mörder und Mordbrenner werde. Also werden die Bettel-Leute, in ihrer Bosheit und ihrem liederlichen Leben nur gestärket, wenn man ihnen giebt, weil sie sich des Armuths wegen für selig halten, und durch die Schrift-Verdrehung alberer, unverständiger und geitziger Pfaffen, die selbst gerne betteln und von Allmosen leben, die Allmosen für etwas heiliges ausgeben, zu allem Guten untüchtig werden, und am Leib und Seel verderben. Denn dadurch wird die Betteley und der Müßiggang privilegiret, und die Bosheit geheget; also könte das Geld nicht übler angelegt werden, als wenn man es solchen offenbaren Dieben giebt, die den rechten Armen das Brod vor dem Maul weg nehmen, und machen, daß die Allmosen nicht recht ausgetheilet werden. Denn weil das unverschämte Ueberlaufen der Bettler ungedultig macht, so muß oft ein Armer solches entgelten. Wie kan man

Arbeits Leute ordentlich bezahlen, wenn die Müßiggänger so viel wegnehmen? wie kan gute Ordnung im gemeinen Wesen erhalten werden, wo so viel unordentliche Leute sind, denen die Arbeitende gleichsam aufwarten müssen? der Bettler schadet sich also nicht nur selbst, indem er sich in einen verfluchten Stand, an welchem GOtt niemahls Gefallen getragen, setzet, und sich an Leib und Seel verdirbt, weil Müßiggang aller Laster Anfang ist, sondern auch andern, denen er grose Vergeltung von GOtt, fleißiges und andächtiges Gebet, und allen Seegen verspricht, da sie doch belogen und betrogen, und als Beförderer und Unterhalter des Müßiggangs und aller Laster, vielmehr Strafe als Belohnung zu gewarten haben, weil der Fluch der schädlichen Betteley sich durch das ganze Land ausbreitet, und alle Stände anstecket, so gar daß auch manche Regenten, wann sie keine Steuren mehr ersinnen können, zu Vollführung ihrer Lüste ein Geschenk fordern, und also **von den Unterthanen betteln**, weil weder die Schande noch der Schade des Bettelns erkant wird.

Dieses, ich muß es bekennen, sind gründliche Einsichten und Wahrheiten. Die Vorschläge des Verfassers zur Abstellung dieses Uebels, beruhen ungefähr auf folgenden Puncten:

1.)

Es wäre ein herrliches Neben-Mittel, wenn Obrigkeiten zuföderst das Betteln als ein greu-

greuliches Laster der Dieberey erklärten, und solches durch die Lehrer und Prediger öffentlich bestrafen und verdammen: Arbeit- und Zucht-Häuser anrichten, und die Armen darinnen versorgen; alle Bettel-Briefe aber verbieten liessen; denn auf solche Weise würden sie ihre Gewalt besser brauchen, als wenn sie die Bettler aus ihrem Land mit Recommendation andern übern Hals schicken.

2.)

Weil es aber schwer hergehen wird, die Obrigkeiten unter einen Hut zu bringen, so muß man solche Mittel brauchen, die sich ins kleine practisiren lassen. Z. E. Eine Dorf-Gemeinde müste (um keinen Bettler im Dorf zu leiden,) überlegen, was in ihrem Dorf zu arbeiten sey. Wenn nun ein Verzeichniß davon gemacht wär, müste ein Allmosen-Pfleger täglich von Haus zu Haus das Allmosen sammlen, die Bettler zur Arbeit anweisen, dieselbe Stunden weis, oder ihrer Arbeit nach abzahlen, die Müßiggänger aber, die nicht arbeiten wolten, mit einem Stücklein Brod abweisen.

3.)

Müsten etliche Häuser ausgesondert werden, um die Bettler aufzunehmen. Die Leute im Haus hätten auf sie Acht zu geben, und der Allmosen-Pfleger müste ihnen diese Mühe bezahlen.

4.)

Wer eine Arbeit hätte, die durch Bettler

könte verrichtet werden, der müste sich bey dem Aufseher oder Allmosen-Pfleger anmelden, der dann nach Beschaffenheit der Arbeit, junge oder alte, schwache oder starke Leute darzu einstellen könte: der Verfasser meynet, dergleichen Arbeiten könten aus der gemeinen Allmosen-Casse bezahlet werden: ich halte aber dafür, daß es billiger sey, derjenige trage die Kosten, der den Nutzen hat.

5.)

In Ermanglung dieser Haus-Arbeiten, die doch selten ermangeln werden, dienen diejenige, die zum Nutzen des gemeinen Wesens sind, als: Verbesserung der Wege, Verfertigung der Gräben, Einebung höckerigter Oerter, Ausschüttung sümpfigter Pfützen, Ausrottung dornigter Hecken und dergleichen.

Ueberhaupt käm es darauf an, die Müssiggänger zur Arbeit zu bringen, wie und auf was Weise dieses am füglichsten geschehen könte und mögte, solches wär nach eines jeden Orts Zustand und Verfassung durch weise Rathschläge einzurichten, die Hoch-Adeliche und Ehrwürdige Bettler, dürften sich wohl am wenigsten zu der Arbeit die man ihnen zumuthen wolte, bequemen; allein warum solte der Hochmuth die Freyheit haben zu betteln? dieses schicket sich ja für solche Leute gar nicht. Ist auch etwas närrischer, als stolz sein und betteln?

IX.

Von der Kinder-Zucht und der Schul.

Hätten wir eine bessere Kinder-Zucht, so hätten wir auch bessere Menschen, und bessere Bürger. Wir würden sodann nicht halb so viel Mühe haben, die gemeine Wohlfahrt zu besorgen. Gute Sitten würden sich in der Ordnung einer vernünftigen Natur von selbst ergeben; man würde nichts schön und lobenswürdig finden, als was auch gut wär; und das Gute würde ein Theil unsrer Natur werden, wie es leider nun das böse ist. Auf einem bösen Grund aber lässet sich nicht leicht etwas Gutes ziehen. Zum wenigsten kostet es überaus viel Mühe solchen zu umgraben, und zu einem gedeylichen Wachsthum zu bringen.

Wir bekommen die Eindrücke des Guten und Bösen in unsern ersten Jahren, und diese wachsen mit unsern zunehmenden Jahren in die ganze Natur. Es ist alsdann schwer unsere Sitten und Meynungen in eine andre Form zu giesen. Die beste Pflanzen verderben, wenn sie einem unverständigen Gärtner unter die Hände kommen; da im Gegentheil ein geübter und erfahrner Gärtner auch die wilde Stämme durch Schneiden und Oculiren weis, tragbar, schön und nützlich zu machen.

Die Zucht der menschlichen Gemüther erfordert gleiche Sorgfalt und Wissenschaft, soll sie an-

anders gerathen und eine gute Art gewinnen. Hier ist also nichts zu versäumen. Ein weiser Regent, will er gute und vernünftige Unterthanen haben, so muß er dieses Geschäfte nicht gering halten. Denn in zwanzig Jahren beruhet die ganze Wohlfahrt seines Staats auf solchen Köpfen, die wir jetzo als eine lernende Jugend vor Augen sehen.

Nichts destoweniger, so nimt man insgemein die schlechteste Creaturen zu Lehrern und Schul-Leuten. Ich habe mehrmahlen sagen hören, der Kerl ist ein Fantast; im übrigen aber ein guter Schulmann: Heißt dieses nicht so viel, als er soll andere das lehren, was er selbst nicht weis? Er soll die Menschen zur Weisheit anführen, und er selbst ist ein Thor. Das elende bisgen Latein, das man in den Schulen unter hartem Zwang und Staupen-Schlag erlernen muß, machet die Leute führwahr weder klug noch besser.

Weit anders waren die Schulen der Alten Griechen eingerichtet, wo die vornehmste und weiseste Leute sich daraus die gröste Ehre machten, ihre Hör-Säle voll Schüler und Zuhörer zu sehen; wo ein Socrates und ein Plato so viel Schüler hatten, als weise Leute waren, und wo die Exempel ihrer eignen Tugend mehr Eindruck machten, als heut zu Tag hundert gelehrte Schul-Leute, die selbst wunderliche Grillenfänger sind, und nicht zu leben wissen. Nun aber ist es eine ausgemachte Sache, Exempel rühren

mehr

mehr als Lehr-Sätze, und wo man jene der Jugend nicht giebt, da sind diese vergebens; denn junge Leute haben keine Ueberlegung, sie sehen nur was man thut, und das machen sie nach.

Soll demnach die wahre Wohlfart des gemeinen Wesens besorget werden, so muß man hier den Grund zu einem so wichtigen Werk legen, und dem Menschen nothwendig von Jugend auf, solche Eigenschaften und Tugenden beyzubringen trachten, wie solche die Aufnahme des Staats, und die Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens erfordern.

Wir wollen bey einer so weitläufigen Sache, darüber so vieles zu sagen wär, nur einige kurze Anmerkungen machen:

1.)

Hat man bey der Kinder-Zucht überhaupt darauf zu sehen, daß man den Kindern keine böse Exempel gebe. Die Lehren vergessen sie: Dargegen hat man noch wenig Kinder gekant, die den Eltern nicht alle ihre Redens-Arten, Flüche, Schänd- und Schmäh-Worte, so gar bis auf einen gleichen Thon solten abgelernt und nachgesprochen haben. Vergebens sagt man einem Kind, daß Lügen etwas sehr schändliches und Böses sey; wann es die Mutter zur Rettung eines eingebildeten Wohlstandes, so viele und mancherley Unwahrheiten des Tages über hersagen höret, so wird es in dieser Kunst eben so sinnreich werden. Verbietet man ihm den Trunk, das Spiel, den

Müßiggang ꝛc. und dergleichen, womit gleichwohl die Eltern den grösten Theil ihres Lebens hinbringen, so gedenke man doch nicht, daß es die Kinder besser machen werden: der Eltern Laster sind der Kinder ihre Natur, und diese kleine Affen machen alles nach, was man ihnen vorthut, **ihre Muster und ihre Sitten-Lehren.**

Wie soll man nun diesem Uebel begegnen? Sagen, die Alten solten sich bessern, und den Jungen keine böse Exempel geben, so ist dieser Rath wohl gut; allein er hilft nicht. Ein Weiser kan durch sein Exempel viel Gutes stiften; allein wo sind die Weisen. Die Beyspiele der Grosen im Lande könten noch mehr thun; sie formiren die Sitten und Lebens-Weise des ganzen Volks. Allein Hohe und Niedrige, Gros und Klein, alles liegt im Verderben.

Es bleibt uns also weiter nichts übrig, als weise Anstalten zu einer vernünftigen Sitten-Ordnung, wie wir davon oben Meldung gethan haben; Sollen aber diese etwas fruchten, so müssen wir die Weisheit bey demjenigen suchen, der die Weisheit selber ist. Mit einem Wort: GOtt muß zuförderst hier angerufen, und alles nach Masgebung seines heiligen Willens angefangen werden. Sonst werden auch die beste und weiseste Rathschläge keinen Fortgang gewinnen.

Von natürlichen Mitteln zur Verbesserung der Kinder-Zucht fallen mir noch diese ein.

1.)

1.)

Müßten die Geistliche eines jeden Kirchspiels jährlich wenigstens zweymahl in Begleitung des Sitten-Richters, von dem wir oben Meldung gethan haben, in den Häusern die ihrer Aufsicht anvertraut sind, einen Besuch ablegen, sich darinn nach der Aufführung und Lebens-Art der Leute, besonders aber nach ihrer Kinderzucht erkundigen; die Kinder selbst auch jedesmahl vor sich kommen lassen, mit ihnen freundlich reden, ihnen gute Ermahnung geben, und sie befragen, wie und was sie lernen; im Fall auch, daß über sie geklaget würde, oder daß man selbst ihre Unart merkte, ihnen ernstlich einreden und sie mit allerhand Strafen bedrohen; im Gegentheil aber, wann sie sich wohl anlassen, sie loben, und zum Guten aufmuntern. Die Eltern selbst könten bey dieser Gelegenheit viele gute Lehren und Ermahnungen mit bekommen, mithin manche von ihrem bösen und sündlichen Leben zurück gezogen werden. Denn bey einer mündlichen Unterredung kan man der Leute ihre Vorurtheile am leichtesten heben, und alle Ausflüchte besser aus dem Weg räumen, als in offentlichen Kirchen-Versammlungen, da die Lehren allgemein sind, und von den wenigsten recht angehört werden.

2.)

Müßte man den Kindern eines jeden Kirchspiels, auch jährlich gewisse allgemeine Spiel-Tage aussetzen, an welchen sie zur Sommerszeit in Grünen, und im Winter in einem darzu gelegenen Haus, zusammen kommen, ihre kleine

ne gewöhnliche Spiele, Leibes-Uebungen, Reyhen-Tänze, und andere dergleichen unschuldige Kurzweil unter sich vornehmen, und also in Gegenwart ihrer Eltern, Lehrer und anderer Freunde einige Ergötzlichkeiten geniesen mögten. Bey dieser Gelegenheit könte man am besten der Kinder Gemüths-Art, Fähigkeiten und Neigungen erkennen lernen, ihnen gute Lehren ertheilen, ihre Sitten und Gebehrden wohl einrichten, ihnen die Liebenswürdigkeit der Tugend reizend, die Laster aber abscheulich vorstellen. Wobey man diejenige, die sich durch ihre Artigkeit und sittsame Gebehrden auszeichnen, andern zum Exempel anpreisen, auch ihnen, gestalten Umständen nach, und wenn sie sich durch etwas Gutes hervor thun, kleine Verehrungen reichen könte.

3.)

Müßte man die Kinder niemahl unter sich allein, und ohne Aufsicht von erwachsenen Leuten, unter sich ihre Spiele treiben lassen; denn sie fallen leicht neben aus, und gerathen auf allerhand unanständige und böse Dinge, wo sie keinen Aufseher vermerken; wodurch so wohl der Verstand als das Gemüth in gar schlechte Falten gebracht werden, und von den Irrthümern und Lastern die ersten Flecken bekommen. Vielweniger solte man gemeiner Leute Kindern erlauben, auf den Strasen beständig herumzulaufen, die vorüber gehenden mit allerhand Steuern und Betteleyen anzugehen, die Juden zu werfen und zu schlagen, sich selbst einander herumzuzausen und zu balgen, und andere dergleichen Bosheiten auszuüben. Wobey

sie

sie insgemein die aller unflätigste Reden und Gottes lästerliche Flüche, die sie theils von ihren Eltern, theils von andern hören, beständig im Munde führen. Alles dieses sind traurige Kennzeichen einer jämmerlichen Kinder-Zucht.

4.)

Vornehmer Leute Kinder können nicht besser erzogen werden, als wann sie tugendhafte Eltern haben, die solche so viel es ihre Umstände leiden, immer um und bey sich haben, sie öfters mit sich in die Gesellschaft nehmen, oder wenn sie Besuch bekommen, sie mit dabey die Aufwartung machen lassen; dadurch wird das jugendliche Wesen in eine weit bessere Form gegossen werden, als wenn man sie beständig nur mit Kindern ihres Gleichen umgehen, oder mit dem Gesinde handthieren läßt; Denn von beyden können sie nicht viel lernen, sondern werden leutscheu, alber und niederträchtig; da es dann nicht wenig Müh kostet bey zunehmenden Jahren, ihnen gute Neigungen und anständige Sitten beyzubringen.

5.)

Wenn die Kinder auf etwas fallen, das man ihnen versagen muß, so soll man ihnen solches nie ohne Anführung vernünftiger Ursachen verweigern, und sie also klüglich dahin anweisen, dasjenige nur zu verlangen was ihnen gut und im Gegentheil, dasjenige zu meiden, was ihnen schädlich ist. Je früher man mit jungen Leuten als vernünftigen Creaturen umge-

ge-

gehet, je früher werden sie lernen vernünftig werden. Verweigert man ihnen aber alles was sie gerne hätten, mit Ungedult und Schelten, so reizet man dadurch mehr ihre Begierden, und macht sie um desto halsstarriger und boshafter. Der Eigenwille muß bey ihnen allerdings gebrochen werden; allein man muß sie dadurch weniger erbittern und aufbringen, als ihnen zeigen, daß man sie liebet, und deswegen ihren Schaden zu verhindern trachtet.

6.)

In Ansehung ihrer Verbrechen, oder wann sie gefehlet haben, muß man nicht tyrannisch auf sie einstürmen, und mit Wuth und Raserey drein schlagen. Dieses setzt die Kinder in eine sclavische Furcht, und macht, daß wenn sie erwachsen sind, gegen andre eben wieder solche kleine Tyrannen werden. Hier muß man dem Zorn vernünftig Einhalt thun, und es machen wie Socrates, der als ihn sein Knecht aufgebracht hatte, nur dieses zu ihm sagte: **ich würde dir Schläge geben, wenn ich nicht zornig wär.** Harte unvernünftige Strafen, jagen das Böse nicht aus dem Herzen, sondern erfüllen solches mit Rache, Eifer und Verbitterung. In Bestrafung der Kinder, muß man ihnen Mitleiden und einen Abscheu zeigen, gegen das Uebel so sie begangen haben; man muß auch ihre Entschuldigungen anhören, sie fein zu recht weisen, und nur allein mit Gerechtigkeit und mit Vernunft strafen.

7)

Man muß den Kindern die Wahrheit sagen, und sie zu gleicher Aufrichtigkeit anhalten. Eine Lüge muß man an ihnen als eines der grösten Verbrechen strafen, sonst werden sie nie keine ehrliche Leute werden. Diese Begrife leiden keine Bemäntelung. Wer frech lügen kan, der hat ein betrügerisches Herz. Dergleichen Menschen aber, wenn sie auch sonst die gröste Gaben besitzen, sind überaus schädlich, und fähig die gröste Laster zu begehen, weil sie den Grund aller Tugenden, nemlich die Aufrichtigkeit nicht kennen.

8.)

Das vornehmste was sie zu erlernen haben, ist dieses: Daß ein GOtt sey, unter dessen Gewalt und Regierung die Menschen stehen; daß die Menschen daher gewisse Pflichten zu beobachten haben, und daß auf diese Beobachtung ihre ganze Glückseligkeit ankomme: Diese Dinge muß man ihnen tief in ihre zarte Herzen drücken, und sie anweisen, wie sie GOTT über alles lieben, fürchten und ehren sollen. Man muß ihnen vernünftig beybringen, wie alle zeitliche Glücks-Güter den Menschen, ohne die wahre Weisheit, nur unglücklich machen, daß die gröste Ehre in der Ausübung der Tugend bestehe, daß diese allein die Menschen über andere hinaus setze und zu einem rechten Menschen mache.

9.)

In Ansehung der Wissenschaften, welche die

die Jugend erlernen soll, muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man ihr solche nicht zu wider, sondern die Annehmlichkeit und den Nutzen davon begreiflich mache. Man muß dabey die Natur-Gaben wohl prüfen; dann wo diese nicht zum lernen aufgelegt sind, da arbeitet man vergebens. Es müssen allerhand Leute, in der Welt geben; deswegen muß man sich nicht wundern, wenn die Gaben und Neigungen der Kinder so ungleich sind. Die Geschicklichkeit der Lernenden bestehet darinn, dasjenige zu formiren, was die Natur in uns geleget hat; mehr muß man von den Lernenden nicht fordern. Was nicht in uns ist, das komt auch nicht heraus.

10.)

Weil auch der Müßiggang ein Verderben der Jugend, ja aller Menschen ist, so hat man vornehmlich darauf zu sehen, daß man die lernende Jugend immer mit etwas beschäftiget halte, und ihr keine Feyer-Stunden ehender vergönne, als bis sie ihr Tagwerk verrichtet haben. Sie muß im Lernen nicht übertrieben werden, sondern die Bücher beständig mit den Leibes-Uebungen abwechseln, damit sie nicht verdrieslich werden.

11.)

Was wir wollen, daß unsere Kinder nicht thun sollen, daß müßen wir vor allen Dingen selbst unterlassen: hören sie uns fluchen, so fluchen

chen sie auch, lügen wir, so lügen sie auch: schlemmen, prassen, spielen, schelten, schimpfen und hadern wir, so werden uns die Kinder dieses alles nicht allein nachmachen, sondern auch gar in der Kunst der Bosheit noch zu übertreffen suchen. Ruimus in pejus. Wollen wir also unsere Kinder wohl erziehen, so müssen wir mit Paulo sagen können: **Folget mir, und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbild.** Theß. 1. v. 5.

Die Furcht GOttes ist der Weisheit Anfang. Hier ist die beste Regel zur Kinderzucht; Allein da die Eltern so wenig hiervon wissen, wie sollen die Kinder davon einen Eindruck bekommen? Hier bauen wir vergebens, wo dieser Grund nicht recht geleget wird. Wir wollen also den Leser mit weitern Regeln über eine Sache nicht aufhalten, davon wir so vieles wissen, und so wenig thun, und darüber bereits so viele vortrefliche Schriften der Welt vor Augen liegen: zum Exempel des berühmten Lockens Education des Enfans, des grosen Französischen Erz-Bischofs, Hr. von Fenelons Education des Filles, welche beyde auch im Teutschen zu haben sind. It. Grund-Sätze zu Erziehung der Jugend, und andere mehr.

Von der Verbesserung der hohen Schulen will ich nur das wichtigste noch erinnern: die ganze Einrichtung derselben tauget nicht, und wo solche in keine andere Verfassung gesetzet werden, da kan mit gutem Gewissen kein ehrlicher

Mann seine Kinder auf Universitäten schicken. Dieses ist eine harte Rede, doch so hart als ihr wollet; es komt darauf an, daß ich meinen Satz beweise: Die Universitäten sollen Pflanz-Schulen der Weisheit und der Wissenschaften seyn: das ist die erste Absicht, warum man solche hat in der Welt aufgerichtet: Dieses wird niemand läugnen. Wann eine Absicht soll erlanget werden, so muß man auch die darzu dienliche Mittel gebrauchen: Auch dieses hat seine Richtigkeit: Nun aber werden auf Universitäten diese Mittel in Ansehung der Weisheit gar nicht, in Ansehung der Wissenschaften aber nur zum Theil gebrauchet. Den Beweis giebt die Erfahrung.

Soll die Jugend zur Weisheit angeführet werden, so muß sie 1.) weise Lehrmeister haben, und 2.) darzu angehalten werden, diesen weisen Lehrmeistern zu folgen. Beydes findet sich nicht auf Universitäten; denn ob man wohl manchen Lehrern auf hohen Schulen die Gaben der Weisheit und der Gelehrsamkeit nicht absprechen kan, so sind doch die meisten so beschaffen, daß sie noch nicht einmahl Schüler der Weisheit, geschweige weise Männer abgeben. Also können sie weder durch ihre Erkentniß, noch durch ihre eigne Exempel die Jugend lehren. Diejenige aber, die wirklich weise sind, die können darum die Jugend nicht zur Weisheit anhalten, weil sie solche nicht unter ihrer Aufsicht haben; denn so bald sie denen Studierenden eine Stunde gelesen haben, gehet

het die Versamlung wieder aus einander, und das junge Volk, das sich selbst überlassen ist, thut was es will, ohne daß es weiter von seinen Lehrern, noch von sonst jemand zur Zucht und zum Guten angeführet wird. Es rennet also in wilder Freyheit dahin, und ergiebt sich dem Müßiggang, der Wohllust, der Unordnung und allen Lastern. Es treibt dabey allen Muthwillen und alle Bubenstücke; und wenn es nicht genug ist, daß es frißt und säuft, und hurt und bubt, und retscht und spielt; so hat es noch ein Eisen an der Seite, um sich einander damit zu raufen und zu fetzen, wo nicht gar die Hälse zu brechen.

Solte man dieses nicht die hohe Schule der menschlichen Ausschweifungen und Thorheiten nennen? Könte der Teufel etwas klügers aussinnen, um die vermeynte Schüler der Weisheit unter seiner Herrschaft zu behalten? Sehet hier die Schule der Gottes-Gelahrheit, aus welcher unsre Canzeln und Lehr-Stühle besetzet werden. Sehet hier die Schule der Gerechtigkeit, aus welcher unsre Richter und Advocaten kommen. Sehet hier die Schule der Welt-Weisheit, worinnen unsre Weisen, unsre Aerzte, unsre Geschichts-Schreiber, unsre Stern-Kündiger, unsre Sitten-Lehrer, und so viel andre gestudirte Leute formiret werden. Mit einem Wort sehet hier die schöne Werkstatt der grosen und vortreflichen Geister. O führwahr, wenn GOTT manche nicht noch wie durchs Feuer rettete, es würde wunderlich

um uns aussehen. Denn wie kan es anders seyn, wenn wir von bösen Eltern übel erzogen, in den niedern Schulen zum Guten nicht angeführet werden, auf den hohen Schulen aber nichts als Böses lernen, so können auch daraus keine andere als schädliche Wirkungen entstehen. Wie die Zucht so die Frucht.

Wolte man dieses ungeheure und der ganzen Wohlfahrt eines Staats höchst schädliche Uebel auf Universitäten abschaffen; so könte man unter andern darzu folgende Anstalten machen.

1.)

Müste darauf gar nicht gesehen werden, ob ein Ort, da eine Universität aufgerichtet ist, von denen Studirenden seine Nahrung habe oder nicht; dann es ist besser ein solcher Ort leidet ein wenig Mangel, als man macht daraus ein Laboratorium um das ganze Land zu vergiften; zudem so ist dieses eine verfluchte Nahrung, die aus der Zulassung des Bösen entstehet.

2.)

Müsten die Studirende mit nichten ihrem eignen Willen und Gutdünken überlassen werden. Die Jugend ist in ihrer ersten Gährung viel zu wild und zu unbändig, als daß man sie ohne Hüter und Hirten solte herum schwermen lassen. Die Anstalten der beyden englischen Universitäten Oxfort und Cambridge, wie nicht weniger die Collegia der so genanten Jesuiten und anderer gelehrten Gesellschaften in Frankreich, sind denenjenigen unsrer teutschen Academien weit vorzuziehen.

3.)

Alle Studirende müsten in gewisse Collegia eingetheilet, und unter die Aufsicht gewisser darzu bestellter Vorsteher gegeben werden. Der Adel und andere vornehme Jugend, die mehr Bequemlichkeit verlangten, als in diesen Collegien, so wohl in Ansehung der Zimmer, als der Tische zu finden wär, könten zwar in derselben Gegend sich ein besonders Quartier wehlen; allein sie müsten doch der guten Ordnung halber, eben so wohl sich bequemen unter dem Vorsteher eines Collegii zu stehen, und in allem sich bescheiden, ehrbar, mäßig und als würdige Academische Mitglieder sich zu betragen.

4.)

Müste keinem Studirenden, wenn er auch gleich von Fürstlichen und Gräflichen Geblüte wär, erlaubet seyn, einen Degen zu tragen, noch andere Gattungen von Wehr und Waffen zu hanthieren, so lang derselbe auf der Universität studiren wolte. Auch müste kein Fechtmeister an solchen Orten gedultet werden; denn alles was zum Krieg, zum Balgen, zu Schlägereyen, und dergleichen, Anlaß geben kan, schickt sich für keine Schüler der Weisheit. Wer aber die Kunst mit Waffen umzugehen erlernen wolte, der müste solche auf den Ritter und Soldaten-Schulen lernen, wo eine scharfe und genaue Kriegs-Zucht, die junge Lehrlinge von allen Ausschweifungen zurück zu halten pfleget.

5.)

Kein ordentlicher Lehrer, oder Professor,

müßte die Erlaubniß haben, privat Collegia zu halten, denn dadurch werden die ordentliche und offentliche Collegia nothwendig aufgehoben. Dieses würde eine Universität nicht wenig in Aufnahm bringen, wenn daselbst die Collegia frey und umsonst gehalten, und darzu vortrefliche und geschickte Leute bestellet würden, die sich um so viel ehender mit ihren angewiesenen Besoldungen begnügen könten, weil solche zulänglich seyn müsten, sie von allen beschwerlichen Sorgen der Nahrung frey zu halten, und ihnen ein bequemliches Auskommen zu verschaffen: Sie müsten zu dem Ende, nebst der freyen Wohnung, auf einem Collegiat-Stift-Hause, auch ihr Korn und freyes Holz zu geniesen haben, keine bürgerliche Lasten tragen, und frey von allen Abgaben seyn. Also daß sie sich um nichts zu bekümmern hätten, als wie sie durch ihre Lehren den Nutzen der Jugend und der ganzen menschlichen Gesellschaft befördern mögten. Solten aber einige vornehme und reiche Leute, aus einem grosmüthigen Trieb, zum Besten des gemeinen Wesens, auch hier, es sey eine zeitlang, oder beständig, dergleichen Lehrer abgeben wollen, so mögte ihnen vergönnet seyn, in einem solchen Collegio zu wohnen, im übrigen aber sich nach ihrem Stand und Vermögen aufzuführen.

6.)

Nebst den zulänglichen Besoldungen, die man denen Lehrenden reichen solte, müste man ihnen auch eine solche Ehre gestatten, daß sie mit den vornehmsten und angesehensten Leuten einen

einen gleichen Rang haben mögten; denn dadurch würden auch Leute von vornehmen Stand, wann sie GOTT mit Weisheit und Geschicklichkeit begabet, angereizet werden, die Würde eines Lehrers anzunehmen. Ja es müsten so gar diese Leute zu den höchsten Staats- und Kirchen-Bedienungen, wann sie sich darzu schickten, mit gezogen und erhoben werden. Ein Volk das nicht weise und verständige Leute ehret, zeiget, daß es allen Geschmack zum Guten verlohren hat. Durch dergleichen Verfassungen würde das ganze academische Gebäude ein viel anderes Ansehen gewinnen, als zum Theil unsre hohe Schulen haben, wo öfters die Professores um das Geld, die gröste Niederträchtigkeiten begehen, und denen Studenten nicht nur Tische halten, sondern wann sie dabey auch Wein verschenken, selbst Anlas zur Schwelgerey und zur Lieberlichkeit geben. Andere Unordnung zu geschweigen, die denjenigen nicht unbewust seyn werden, die den Zustand unsrer teutschen Academien kennen.

7.)

Die Aufseher in den Collegien-Häuser müsten ledige Doctores und Magistri legentes seyn: sie hätten nicht allein die Aufsicht auf die Studirende, die zu ihrem Collegio gehören, sondern sie könten auch mit ihnen zu Haus die öffentliche Collegial-Discurse widerholen, und dargegen von ihren Zuhörern etwas weniges für ihre Müh annehmen.

8.)

In allen Dingen muß man solche Anstalten

verfügen, daß denen Eltern der Studirenden die Unkosten nicht zu schwer fallen mögten. Wenn man die Misbräuche auf Universitäten betrachtet, wie schändlich die junge Leute um ihr Geld bezogen werden, wie man ihnen selbst Anlas zu allerhand Ausschweifungen an die Hand giebet, wie oft man sie des Geitzes bezüchtiget, wenn sie nicht das Geld, das sie doch von ihren Eltern bekommen müssen, halb in Koth schmeisen; wie unverschämt, wie niederträchtig, und wie hungrig man diesem jungen Volk die Münze abbettelt, und sie beständig zu allerhand Ausgaben und Unkosten verleitet, und den Eltern gleichsam abstiehlet, so ist es billig zu verwundern, daß noch der gemeine Wahn die Menschen dahin vermögen kan, ihre Kinder 3. 4. und 5. Jahr lang an solchen Oertern zu unterhalten, wo sie für ein bisgen Wissenschaft öfters ihr Geld, ihre Zeit und ihre Vernunft verlieren.

* * *

Die enge Schranken, die ich mir in diesem Werk vorgesezt, und die ich in dieser lezten Abhandlung bereits überschritten habe, erlauben mir nicht, mich weitläuftiger allhier auszulassen. Die gemeine Wohlfahrt die nur grose Geister rühret, und eine freye von Vorurtheilen gereinigte Vernunft, nebst ein wenig Erfahrung, werden genug seyn, den Zwischen-Raum dieser Gedanken auszufüllen, und diejenige Wahrheiten, die man für richtig erkennet, auch werkstellig zu machen.

Freye

Freye Gedanken
von der
Verbesserung eines Staats,
zur
Ausfüllung und Erläuterung
der im vorhergehenden Werk
befindlichen Materien.

Diese freye Gedanken dürften vielleicht dem Leser nicht unbekant seyn: sie finden sich zu Ende des **redlichen Mannes am Hof**; wie auch in der neulich zu Marburg heraus gekommenen **Samlung zur Erlernung der ächten und reinen juristischen Schreibart** im andern Theil §. 48.

Weil nun dieselbe mit gegenwärtiger Staats-Kunst einerley Ursprung und Absichten haben, und ein Werk das andere zu erläutern dienet, so hat man für nöthig gefunden, solche hier als einen Anhang mit beyzufügen.

Von dem Hofe.

Vor Zeiten hatte der gröste König kaum so viel Leute an seinem Hofe, als heut zu Tage ein mittelmäsiger Fürst. Der Adel erschien daselbst nicht ehender, als bis man Ritter-Spiele hielt, oder wichtige Rathschläge pflog. Er wurde nicht besoldet, daß er im Müßiggang und in Ueppigkeit lebte, und durch seine Unordnungen den Staat, den Hof, das Land und sich selbst verdarb.

Ein Canzler, einige Räthe, und ein paar Schreiber, waren zu den Geschäften des Staats genug. Die übrigen Beamten sassen in den Dicasterien: Der König und das Reich

Reich, waren ruhiger bey wenig Bedienten. Der Hof hatte zwar seine Aemter, sie wurden aber nicht unter so viele Ober-Aemter getheilet, daß ein jedes wieder einen besondern Hof ausmachte. Diese Bediente müssen wieder so viel Bediente, und diese wieder so viel Aufwärter, Leib-Diener und Gesinde haben, daß die gröste Einkünfte eines Staats kaum zulänglich sind, so viele müsige Leute zu ernähren.

Dieses Uebel herrschet auch bey den Armeen im Felde: Ein jeder Befehlshaber führet einen grosen Schweif von unnöthigen Bedienten mit sich. Diese fechten nicht, sondern verzehren nur was die arme Soldaten entbehren müssen. Sie beschweren die Züge, bringen den Mangel ins Lager, und schaden dadurch der gemeinen Sache.

Wie diese Unordnung nicht auf einmahl, sondern nach und nach entstanden ist; so kan sie auch nicht wohl auf einmahl wieder aufgehoben werden. Die Zeit, das Alter, der Tod, geben von sich selbst darzu die Gelegenheit; man schaft keine alte Bedienten ab; man nimt nur keine neue mehr an, und macht keine unnöthige Aemter, um müsige Leute unterzubringen.

Viele Staats-Diener taugen zu nichts, als daß sie die Macht eines Fürsten schwächen, den Staat verwirren, allerhand Zwiespalt erregen, ihre Banden und ihren Anhang auf Unkosten

sten des gemeinen Bestens empor treiben, und öfters selbst dem Regenten Gesetze vorschreiben.

Die Geschichten sind voll von solchen Exempeln. Wer mehr Bedienten hält, als er vonnöthen hat, der macht sich dadurch viel Geschäfte und Verdruß zugleich. Es ist nichts übler zu regieren und in Ordnung zu halten, als Leute, die voll auf leben, und nichts zu thun haben. Sie sind sich und dem Staat zur Last. Ein Fürst muß demnach für seine Leute die Gnade haben, und ihnen nicht nur Brod, sondern auch Arbeit geben.

Die Majestät braucht keines erborgten Glanzes: Sie macht sich durch sich selbst verehren: Der unordentliche Schwarm der vielen geputzten Menschen, welche den Hof zieren und das Land arm machen, ist keine wahre Hoheit: Man überlasse diese kleine Ehre Staat zu machen, der Leib-Wache, den Kriegs-Beamten, und dem jungen Adel; welcher leztere eine zeitlang den Hof besuchen solte, um daselbst eine anständige Lebens-Art und gute Sitten zu lernen.

Durch die Einziehung der vielen unnöthigen Bedienten, kan ein König des Jahrs über Millionen ersparen, und dadurch seine Regierung desto ruhiger und glücklicher machen.

Von den Gerichts-Höfen.

Ein auszehrendes und jämmerliches Uebel ist heut zu Tage die Unordnung und Weitläuftigkeit der Processen. Hier dienet die Gerechtigkeit zu einem Handwerk, ihre Verwalter zu ernähren, und diejenige, die bey ihr Hülfe suchen, zu verderben. Es würde eine grose Glückseligkeit für alle Völker seyn, wenn man die Weitläuftigkeit der Rechts-Händel so wohl, als die abscheuliche Zungendrescherey der Gewissens-losen Advocaten abstellen könte.

Es wäre solches nicht unmöglich: Eine ordentlich eingerichtete Landes-Ordnung, darinn alle Haupt-Fälle und Rechts-Fragen auf das allerdeutlichste in gemeiner Landes-Sprache verfasset würden: Ein Gericht aus redlichen, vernünftigen und Rechts-kündigen Männern, die keinen weitern Nutzen von einem Proceß zu gewarten hätten, als daß sie ihn kurz und gut ausmachten; und dann die Abschaffung aller Gerichts-Sporteln, Formalien, Fatalien und dergleichen oftmahls recht kindischen Umständen, die nur darzu ersonnen sind, um die Gerechtigkeit zu verwirren, und eine Menge unnöthiger Gerichts-Diener zu unterhalten: Diese drey Dinge würden zur Verwaltung der Gerechtigkeit einen viel leichtern Weg bahnen.

Ein jeder Kläger könte auf diese Art entweder

weder seine Sachen mündlich oder schriftlich selbst vortragen, und darüber ein Urtheil erwarten: Geschehe solches gleich nicht allemahl förmlich, und nach einer ausgekünstelten Rechts-Gelehrtheit; so könte man doch daraus desto besser die Wahrheit erkennen; und ein geschickter Referent, mit weniger Müh, einen kurzen Verlauf der Sachen (speciem facti) entwerfen, folglich ohne weitere Umstände, den Spruch heraus bringen.

Würden dabey nicht jederzeit die Formalien beobachtet, so wär dieses nur ein kleines Uebel, wenn nur das Recht nicht selbst darunter leidet; ja, solte auch dieses zuweilen darunler leiden, so wär auch dieses Uebel noch nicht so gros und Grund-verderblich, als die abscheuliche Weitläuftigkeit der Processe. Ein Uebelthäter leidet vielweniger, wenn man ihm nach einem kurzen Stand-Recht, den Kopf herunter schmeißt, als wenn man ihn etliche Jahre lang in einer finstern Gruft lebendig vergraben hält. So verliehret auch mancher weit glücklicher eine Summa Geldes in der ersten Instanz, als wenn er durch die Kunst der Advocaten sein ganzes Leben durch Schaden, und mit Gram und Aergerniß zubringen muß, ja selten seinen Proceß ehender gewinnet, als wenn er das Leben verliehret.

O verkehrte Welt! O Jammer der Zeiten! Der Unschuldige leidet, man drückt ihn, man bringt ihn um ein Theil von seinem Vermögen

gen: Er denkt, die Obrigkeit mag richten: GOtt hat sie darzu eingesetzt: Er klaget, man höret ihn; aber seine Klage ist nicht förmlich; er muß einen Advocaten annehmen: Dieser hat auf den Schlendrian geschworen, und der Schlendrian ist dargegen erkenntlich: Er schmelzt ihm seine Suppen: Er macht seinen Schornstein rauchen: Der Client verläst sich auf seine gerechte Sache, und der Advocat auf seinen Clienten. Sie gehen miteinander die Formalien durch; es komt kein Spruch. Der Client will ungedultig werden: Der Advocat aber tröstet ihn, er spricht, seine Sachen stünden gut: Es folgt ein communicetur nach dem andern: dann werden Zeugen abgehört, dann Eyde erkant, dann über jeden Punct neue Erläuterungen und Beweise gefordert: Der andere excipirt, replicirt, duplicirt, triplicirt, quadruplicirt. Endlich erscheint ein Spruch: Der Client zahlt mit Freuden dem Advocaten seine lange Rechnung: Er denkt, mein Proceß ist zu Ende: Ich habe gewonnen. Der Gegentheil appellirt: da geht der Proceß von neuen an: hier kan der Advocat allein nicht helfen: hier müssen Agenten und Procuratoren angenommen werden: hier gilt so viel pro arrha, so viel pro honorario, so viel für deservit, so viel für Briefe, und dergleichen. Der Client erschrickt über alle diese Dinge: aber wie, spricht er, ist dann kein GOtt, ist dann kein Recht? Der Proceß wird indessen eifrig fortgesetzt, der Richter findet immer noch etwas zu erinnern. Die Sache will nicht fort: Ein Jud, ein altes Weib, oder ein verdorbener Bankerottirer komt

zu dem Clienten, und giebt ihm einen Anschlag seinen Proceß zu gewinnen: dieser bestehet darinn, daß er spendiren soll: nicht dem Referenten, nicht dem Richter, sondern hier und da und dort: Der Client denkt: der Proceß habe ihm schon so viel gekost, er wolle auch noch dieses dran wagen: Der Spruch kommt: Der Proceß ist wieder gewonnen: Nun GOtt Lob und Dank, spricht der ehrliche Mann, daß ich doch endlich wieder zu meinem Geld komme: Allein vergebliche Freude! Neues Weh! Die Gegen-Parthey sucht restitutionem in integrum: Sie wird erkant, und warum nicht? Die Gerichts-Ordnung bringt es ja so mit sich: Es kommen Revisiones actorum, Leuterationes, dilationes &c. Der Client kriegt darüber die Auszehrung: die Kräfte sinken: der Muth schwindet: er borget Geld, um seinen Proceß fortzuführen: Er erlebt davon nicht das Ende, seine so lang geführte Rechts-Klage wird eine traurige Erbschaft für seine Kinder: darinn beruhet ihr ganzes Vermögen: ihre Noth, ihr anhaltendes Uberlaufen, zwingen endlich den Richter zur Ungedult und zu einem Spruch. Die Execution wird erkannt, allein sie reget sich nicht: sie hat steife Hände; sie können sich nicht bewegen: Die Gold-Essenz, damit man sie schmieret, fehlet: die Clienten haben den Proceß gewonnen, und bleiben arm.

Wer sich einbildet, man trieb allhier die Sache zu weit, der gehe nur an die vornehmste Gerichts-Höfe, und lasse sich daselbst eine

Ver-

Verzeichniß der Processen geben, die über 50. ja gar über hundert Jahr vor Richter und Recht geschwebet; er wird mit gerührtem Mitleiden, wo nicht mit Grausen und Entsetzen, die traurige Schicksale solcher unglückseligen Partheyen hören; und bekennen müssen, daß sie wären glücklicher gewesen, wenn sie auch gleich bey der ersten Instanz ihren Proceß verlohren hätten.

Noch eins, solte man den Schlendrian abschaffen, was würde man hernach mit den vielen Juristischen Büchern machen? Solten die Buchhändler solche alle ins Maculatur schlagen? Die meisten dürften vielleicht keiner grösern Ehre würdig seyn; doch finden sich darunter auch viele gute und vortrefliche Schriften, die man nicht genug in Ehren halten kan: theils sind sie auch nöthig. Denn daß ein Richter ein Rechts-Gelehrter, wie der Geistliche ein Schriftgelehrter, und der Arzt ein Naturkündiger seyn soll, ist wohl keine Frage. Ein Richter muß also die Gründlichkeit und die Ordnung einer Wissenschaft besitzen, welche ihn fähig macht, die verwickelste Vorfälle zu entscheiden, und über die verworrenste Streit-Fragen ein geschicktes Urtheil zu fällen. Die wohl ausgearbeitete Rathschläge berühmter Rechts-Gelehrten dienen hierzu: Sie sind billig als Schätze einer so nöthigen Wissenschaft aufzubehalten: Auch sind die Römische Gesetz-Bücher mit nichten hindan zu setzen: Die Römer waren kluge Leute, sie hatten trefliche Einsichten: Sie waren geschickt Gesetze und Ordnungen zu machen. Wir können uns in gleichen Fällen ihrer Aussprüche noch mit gu-

tem Vortheil bedienen. Nur darinn gehen wir zu weit, wenn wir bey unserer heutigen Verfassung, die so weit von der Römischen entfernet ist, da wir andere Sitten, andere Gebräuche und eine ändere Religion haben, alles noch auf Römisch schlichten und ausmachen wollen.

Wie nun die gröste Schweerigkeiten bey den Processen dadurch gehoben würden, wenn ein jeder seine Klagen einfältig, ohne Rechts-Allegationen, und Einstreuungen fremder dahin nicht gehörigen Dingen, in Person, oder durch einen Sachwalter, oder bey höheren Gerichten, schriftlich vortragen, und darüber sein Urtheil erwarten müste; also solte auch ferner nicht wenig zur Erleichterung des Justiz-Wesens mit beytragen, wenn alle Kaufleute, Künstler und Handwerker; imgleichen alle Kirch-Spiele, Universitäten, Kriegs-Aemter und dergleichen ihre gewisse Ordnung und Gesetze unter sich hätten, auf solche mit Nachdruck hielten, und ihre dahin gehörige Streitigkeiten, als bey ihrer ersten Instanz, durch ihre Aeltesten und Vorsteher ausmachen liesen; wobey ihnen auch zu gestatten wär, alle Unordnungen und Verbrechen, welche nicht in die peinliche Rechte liefen, mit gewissen Geld-Busen und willkürlichen Strafen zu ahnden.

Auf diese Weise würden die Richter nicht über alle und jede Kleinigkeiten, so oft und viel angelaufen werden, und die meiste Sachen, welche bey den Ober-Dicasterien, wegen der Menge der Klagenden und der weitläuftigen

Proceß-Ordnung öfters gar liegen blieben, könnten zum Besten der streitenden Partheyen weit kürzer und mit weniger Müh ausgemacht werden.

Von der Policey.

Die Policey ist das einzige Mittel im bürgerlichen Leben Ruhe, Ordnung, und gute Sitten zu unterhalten. Es ist nicht genug, daß man einen Staat gegen auswärtige Feinde schützet, und darinn die Nahrung zu befördern sucht. Ein Volk, das bey seinem Uberfluß keine Policey hat, ist wie ein wohlgefüttertes Pferd welches nicht zugeritten ist; es lässet sich schwer regieren, und gehet öfters mit seinem Reuter durch, wenn es ihn nicht gar herunter wirft.

Bey den alten Teutschen galten, nach dem Zeugniß eines Römischen Geschicht-Schreibers, die guten Sitten mehr, als die Gesetze. Betrübtes Andenken! Nun gelten schier weder die eine noch die andere mehr. Wir leben bey allem Druck der Gewaltigen, in einer Sorgenlosen Freyheit. Ein jeder thut was er will: wir wagen alles, wir setzen alles aufs Spiel. Geräths, so geräths: wer verdirbt, der verdirbt. Man schilt auf böse Zeiten: man wirft die Schuld auf die Regenten; wo nicht gar auf die göttliche Vorsehung. Dieses ist die allgemeine Philosophie; so urtheilt der Pöbel, so denkt der Burger, so vermißt sich der Adel. Was Wunder, daß die alte Redlichkeit verloschen ist, daß die Boßheit herrschet, daß die Unordnungen

überhand nehmen, und die Laster schier zu Tugenden geworden sind.

Billig solte man die Policey in den Tempeln suchen: Billig solte die Religion selbst uns zu ihrer Beobachtung anhalten: billig solten die Begriffe von GOtt, der alles durch Weisheit und Ordnung regieret, auch die Menschen bewegen, all ihr Thun gleichfalls nach dieser Regel einzurichten. Weil aber die Religion ihre Kraft, und die Tugend ihr Ansehen bey den Menschen verlohren hat; so ist es nöthig, sie wenigstens durch eine gute Policey von den gröbsten Ausschweifungen und Lastern abzuleiten, und, wann es möglich wär, sie auch zum Guten zu zwingen.

Die Haupt-Absicht einer guten Policey gehet dahin, Ruhe und Ordnung, Zucht und Sicherheit, Nahrung und Billigkeit im gemeinen Wesen zu erhalten. Sie dultet nicht, daß einer sein Gut verprasse, noch daß er dessen Verlust auf den Umschlag der Carten und Würfel setze: sie dultet nicht, daß sich die Leute ohne alle Vernunft heyrathen, und nachgehends ihre Ehen mit Zank und Hader führen: sie duldet nicht, daß man die Kinder übel erziehe, und im Luder und Müßiggang aufwachsen lasse; sie dultet nicht, daß einer den Adel und grosse Titul kaufe, den keine Verdienste darzu würdig machen. Sie setzet dem Hochmuth Schranken, und machet keinen Hochgebohrnen, der in der Werkstatt, oder in der Cram-Bude jung worden ist. Die Policey lässet das Gesinde nicht

Herr

Herr seyn, noch dem Pöbel die Freyheit, Gesetz und Gebräuche zu machen: sie gestattet nicht, daß sich Leute in Sammet, in Seiden, in Gold und Silber kleiden, die das Geld darzu borgen; oder die von solchem Stand sind, daß sie auch Wolle und Leinwand zierten. Sie vergönnet der wilden Jugend nicht, ihre unordentliche Begierden in verbottenen Winkeln abzukühlen: sie überliefert den Balger dem Blut-Gericht, als einen Todschläger, und den Bankeruttirer dem Kerker, als einen Dieb: sie spannet die liederliche Müßiggänger in Karn, und schliesset das leichtfertige böse Gesindel in die Zucht-Häuser: sie hält die Strasen von Land-Streichern und Bettlern rein, und versorget die Armen und Nothleidende in den Hospitälern: sie füllet die Magazinen mit Vorrath, und kaufet nicht erst die Früchte auf, wenn sie schon theuer sind: sie giebt den nöthigsten Lebens-Mitteln ihren gemessenen Preiß, und verstattet nicht den Gastwirthen, daß sie die Fremden und Reisende frevelhaft übernehmen. Die Kranke werden nicht durch unerfahrne Aerzte, nach der Methode, und durch die Quacksalber, ohne Methode, ums Leben gebracht: die Handwerks-Leute erfrechen sich nicht, wenn sie einem etwas verdorben, für diese Bemühung noch die Zahlung zu fordern; und dem Kaufmann gehet es so leicht nicht hin, wenn er seine verdorbene Waaren für gute verkauft.

Eine gute Policey hemmt das Gezänke in den Kirchen, und die Mißbräuche in den Schulen: sie erlaubet nicht einem jeden Gelehrten,

alles was ihm einfällt, drucken zu lassen, sie beschränket diese allzugrose Freyheit durch vernünftige Regeln, und lässet nichts in die Buchläden kommen, als was nüzlich, was gut, was angenehm und was erbaulich ist.

Von dem Soldaten-Stand.

Der Soldaten-Stand ist ein nöthiges Uebel. Wären die Menschen ordentlich, gerecht und vernünftig, so brauchten sie keine solche strenge Beschützer der gemeinen Sicherheit. In einer so durchaus verdorbenen Welt aber kan man dieser Leute nicht entbehren. Nur ist es nöthig, daß man ihre Verfassung mehr nach derjenigen Absicht einrichte, darum sie gehalten werden.

Der Soldaten-Stand hat in Ansehung der Zucht und Ordnung noch etwas voraus, und würde deswegen auch leichter als andere Stände zu verbessern seyn. Die Ehre, um welche einer dienet, ist allein fähig ihn zur Beobachtung seiner Pflichten anzuhalten: man muß ihm nur einen rechten Begrif von der Ehre beybringen. Man muß nicht die Tollkühnheit zur Tapferkeit, den Frevel zum Heldenmuth, die Leichtfertigkeit zur Freyheit und den Muthwillen zur Artigkeit machen. Der Soldat soll der menschlichen Gesellschaft nicht zur Quaal und zum Schaden, sondern zum Schutz und zur Sicherheit dienen: dieses ist die eigentliche Ehr seines Berufs, und darinn bestehet seine ganze Würde.

Allein, so lange man darzu allerhand liederliches und ehrloses Gesindel aus allen Win-

keln der Erden zusammen wirbet: so lange man darzu nur wilde, müsig und viehische Pursche nimt, die sonst zu nichts taugen, als daß sie das Schieß-Gewehr handthieren, den Ranzen schleppen, und den Land-Mann plagen können; so lange die Befehlshaber selbst weder den Krieg verstehen, noch die wahre Ehre kennen; so lange der Soldat überhaupt die verkehrte Einbildung heget, er dörfte nichts lernen, und hätte mehr Freyheit als andere Menschen, wider alle Gesetze und gute Sitten zu handeln. So lang ist er der Erden ein Fluch, und die Schande des menschlichen Geschlechts. Denn das blose Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Morden, Würgen und Menschen schlachten, ist fürwahr keine Handthierung, die sich für ehrliche Leute schicket; wo nicht die gemeine Sicherheit und die Umstände eines gerechten Kriegs ein solches Opfer von Menschen-Blut erfordern.

Soll demnach der Soldaten-Stand das wahre Metier d' honneur, oder Ehren-Handwerk seyn; so müssen solches Leute bekleiden, die Vernunft, Grosmuth, Güte und Tapferkeit besitzen, und die als Schutz-Engel vor ihre Mit-Bürger und die gemeine Wohfahrt wachen.

Daß bisher zu den Unordnungen des Kriegs-Standes, die im Sold gedungene Soldaten meistens Ursach gegeben haben, ist wohl eine unter vernünftigen Leuten ausgemachte Sache: man weiß solches schon lange. Es will aber dem ungeacht, keiner von unsern Potentaten damit den An-

Anfang machen, und solche abschaffen; sie sind vielmehr darauf desto eifriger geworden, dergleichen aus allen Nationen zusammen gerafftes müssiges Gesindel, zum Verderben ihrer Länder, in noch grösserer Anzahl, als je zuvor geschehen ist, beständig auf den Beinen zu halten.

So lange aber Vernunft und Erfahrung gelten, so wird man schwer zu bereden seyn, daß dieses zum besten des Landes geschehe. Es wär demnach viel rathsamer, man schafte die um Sold gedungene Soldaten ab, und errichtete dargegen eine ordentliche National- und Land-Militz. Dieses könte auf eine Art bewerkstelliget werden, daß darunter weder die Cammer, noch das Land beschweret; der Zweck aber, um welchem die Soldaten dienen solten, weit vollkommener erhalten würde.

Man suche nemlich so wohl in den Städten, als auf dem Lande die gesundeste und tüchtigste Leute aus, die Lust zu dienen haben, und darzu Muth, Geist und Geschicklichkeit besitzen. Diese lasse man in allen zum Krieg gehörigen Wissenschaften wohl unterrichten: man gebe ihnen eine gleichförmige saubere Kleidung, nebst einem kleinen Gehalt, welchen man nach Nothdurft vermehret, wenn sie ins Feld rücken; im übrigen aber lasse man einen jeden bey seinem Handwerk und in seiner Nahrung. Man theile sie nach denen Städten und Provinzen in Compagnien und Regimenter ein, und lasse sie von Zeit zu Zeit, nachdem es die Umstände leiden, auf gewissen Plätzen zusammen kommen,

und sie ihre Kriegs-Uebungen machen: man gebe ihnen tüchtige und ansehnliche Männer zu Befehlshabern, und gönne ihnen alle die Ehre, Freyheiten und Vorzüge, die sonst rechtschaffene Kriegs-Leute zu geniesen haben. Man halte in den Gränz-Vestungen eine gewisse Besatzung, welche von halb Jahr zu halb Jahr mit andern könte abgewechselt werden; damit wenigstens alle zwey Jahr jeder Soldat ein halbes Jahr wirklich Dienste thun müsse. * Die Vestungs-Plätze könten zugleich die hohe Schulen für den jungen Adel, für die Cadets und andere Soldaten abgeben; wo sich beständig ein Kern der ältesten und besten Officiers, nebst andern geschickten und erfahrnen Leuten aufhielten.

Durch eine solche Verfassung des Soldaten-Standes, könte ein Fürst, mit weit weniger Kosten, die besten Truppen beständig auf den Beinen haben, und jederzeit auf den ersten Wink, wenn es die Noth erfordert, ins Feld rücken lassen: sie würden weder durch ihre Liederlichkeit, noch durch ihren Müßiggang, noch durch ihre Ausschweifungen dem Staat zur Last fallen: sie würden so wohl nützliche Bürger im Frieden, als tapfere Streiter im Krieg abgeben: Sie würden nicht wie insgemein der im Sold geworbene Soldat, bey dem ersten Feuer durch-

* Besiehe hierüber die V. Betrachtung, von der gemeinen Sicherheit in Ansehung des Land-Friedens, pag. 74. wo von der Aufrichtung eines beständigen und im Land seßhaften Soldatens, an statt der fremden um blosen Sold dienenden Truppen ausführlich gehandelt wird.

gehen; oder wohl gar zu dem Feind überlaufen: Sie würden die wahre Ehre, den Fürsten, und die Ihrigen lieben: Sie würden ihr Vaterland schützen, und ihren Feinden ein Schrecken seyn.

Von dem Adel.

Der Adel ist an und vor sich selbst nichts wirkliches: Er hat in der bürgerlichen Gesellschaft keinen andern Vortheil, als daß er, mit etwas weniger Narrheit, darf stolzer und hochmüthiger als andere Menschen seyn. Alle seine Titel, Wappen, Stamm-Tafeln und Ahnen-Register, wären sie auch noch so schön und durchläuchtig, machen ihn weder vernünftiger noch glücklicher. Der Bauer ist so wohl gebohren, wie der Edelmann: Die Natur giebt beyden gleiche Rechte: Nur alsdann hat der Adel etwas voraus, wenn er Geld und Güter besitzet, wenn er wohl gezogen ist, und wenn er bessere Sitten hat, als der gemeine Mann.

Hieraus erhellet, daß der wahre Adel nicht in einer edlen Geburt bestehet; sondern in einem edlen Leben. Er ist eine Frucht der Tugend und schreibet sich aus dem Geschlecht der wahren Ehre. Der ist der beste Edelmann, den Treu und Muth und Witz zum Ritter schlagen; Alles übrige, womit der gebohrne Adel sich brüstet, ist Wind, und Wahn und Einbildung.

Die Aufführung des Adels muß nichts niederträchtiges, nichts unreines und nichts pöbelhaftes haben: sein ganzes thun muß etwas edles und grosmüthiges begleiten. Die Gewohnheit

hat

hat deßwegen alle mechanische Hanthierungen dem Adel für unanständig erkläret, und ihm dargegen die Wissenschaften, den Hof, den Krieg, die Magistrats-Würden, nebst der Land-Oeconomie angewiesen.

Die Handlung ins Grose, hat nach dem Zeugniß der klügsten Völker, nichts, das dem Adel zuwider ist. In den ältesten Zeiten sind dergleichen Handels-Leute, wann sie viele Reichthümer besasen, für edel gehalten worden. Es ist auch der Natur gemäser, daß Leute, die durch grose Handelschaften, Seefahrten, und Manufacturen vielen Menschen Nahrung geben, und dadurch den Staat empor bringen, dem Adel gleichgeachtet werden; denn weil sie reich sind, so können sie sich auch denselben am gleichförmigsten aufführen: doch gönnt ihnen das Herkommen und der Gebrauch in der Welt nur den untersten Grad des Adels: und erlaubet ihnen nicht sich höher aufzuschwingen, als bis sie die Handlung niederlegen, und eine von den Lebens-Arten, davon oben Meldung geschehen ist, ergreifen.

Wer Geld und Güter hat, und sich damit weiß auf eine anständige und beliebte Art heraus zu setzen, der kan den Adel viel besser führen, als ein armer Dorf-Junker, der im Luder lebet, und den die Bauren Ihr Gnaden heisen, und ihm dabey das Brod borgen.

Ehedessen galt der Adel viel; nicht, weil er edel gebohren war, sondern weil die Geburt ihn veranlaßte sich durch Tugend und Tapfer-

keit von dem gemeinen Mann zu unterscheiden: Er ehrte die Wissenschaften, und die Wissenschaften ehrten ihn: Er sprach und urtheilte anders, als der Pöbel: Er begieng nichts niederträchtiges: Er bekleidete die ersten Stellen bey Hof: Er half die Städte und Länder regieren: Er machte sich eine Ehre aus der Gottesfurcht: Seine Andacht riß ihn zu den Füssen des Altars, und seine Tapferkeit machte seine Feinde beben: Der Fürst brauchte keine Soldaten: Wer ein Ritter seyn wolte, der setzte sich mit seinen reißichen Knechten auf, und eilte damit seinem Landes-Herrn und seinem Vaterland zu Hülfe. So war der Adel, so war die Ritterschaft der alten Zeiten.

Wenn man den heutigen Adel beschreiben wolte, so würde es vielleicht ein Gespötte heissen; man müste ihn lächerlich abmahlen, und die Wahrheit würde manchen allzunatürlich treffen: Wir wollen lieber schweigen, unsere Schande bedecken, uns rathen lassen, und uns bessern.

Von dem Gelehrten-Stand.

Der gelehrte Stand ist eigentlich kein besonderer Stand: Es geziemet allen Menschen etwas zu wissen: Wir solten alle, nach den Absichten des Schöpfers verständige Creaturen und Schüler der Weisheit seyn. Wir solten uns ein jeder nach seinem Stand und nach der Fähigkeit, die er besitzet, in allerhand nützlichen Künsten und Wissenschaften unterrichten lassen;

Denn wo der Weisen viel sind, da ist des Volkes Heyl.

Allein, was findet man heut zu Tage nicht unter den Gelehrten für seltsame Geschöpfe? Man solte es in der That für keine Glückseligkeit halten, etwas zu wissen, wenn uns die Erlernung der Wissenschaften in Gefahr setzet, die wunderlichste und unerträglichste Menschen zu werden. Ehedessen hielt man auf blose Weisheit, und man lernte die Wissenschaften in keiner andren Absicht, als um weise zu werden. Heutiges Tags machen wir daraus ein Handwerk, die Menschen und den Staat damit zu verwirren. Man zanket um Meynungen, und ergiebt sich übrigens allen Thorheiten und Ausschweifungen. Die wenigste Lehrer erfüllen die Pflichten eines Berufs, dessen Wichtigkeit sie selbst nicht kennen. Die meisten lassen sich darzu aus Noth gebrauchen, weil sie nicht besser unterkommen können. Groses Unglück! Man solte darzu die vortreflichste Männer aussuchen, und sie deswegen vor andern ehren und wohl halten.

In den alten Zeiten hatten die gröste Weltweisen ihre eigene Schulen. Alte und Junge kamen darinn zusammen. Die Redner waren die gröste Leute in der Republick, und es war einem Helden eben so anständig vor dem Volk zu reden, als Schlachten zu gewinnen. Diese Zeiten sind nicht mehr. Die Würde eines Lehrers beflecket nun die Würde des Adels, und die Unwissenheit ist beynahe das Kennzeichen einer vornehmen Geburt.

Drey Sachen haben zu unsern Zeiten die Gelehrten in der Welt verächtlich gemacht: Ihre ungesittete Lebens-Art: Ihr närrischer Hochmuth, und die viele Bücher, die sie drucken lassen. Es ist natürlich, daß Leute, die an statt mit Menschen umzugehen, fast immer zu Hause über ihren Büchern sitzen, und sich da in ihre eingebildete Vortreflichkeit verlieben, nach und nach unbelebt, finster und lächerlich werden. Deswegen ehedessen der Pfälzische Churfürst, Carl Ludwig, auf Befragen, warum er keine Hof-Narren hielt, zur Antwort gab, daß er wenn er lachen wolte, ein paar von seinen Professoren zu sich auf das Schloß kommen, und sie wacker zusammen disputiren ließ. Man hat also Ursache die Wissenschaften zu fliehen, wenn sie aus Vernünftigen Unwissenden, thörigt Gelehrten und alberne Menschen machen.

Ich bin nie der Meynung gewesen, daß die Erfindung der Buchdruckerey der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich sey. Unter wenig guten Büchern, die dadurch den Menschen gemein worden, sind ihnen unzehlich viel schlechte in die Hände kommen. Wir werden dadurch von den reinen Quellen der Wissenschaften abgeführet; und die Zeit, die edle Zeit, die wir anwenden könten, die gründlichste Sachen zu lernen, gehet mit Lesung so vieler nichtswürdigen Dinge verlohren. Der Verstand, welcher die schönste Wahrheiten in seiner ersten Unterweisung am leichtsten fassen könte, wird dadurch nur verwirt und aufgehalten. Vorurtheile, unrichtige Schlüsse und das Ansehen der Lehrer,

wel-

welche die Bücher schreiben, umnebeln gleichsam seine Beurtheilungs-Kraft, und er findet desto mehr Mühe, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden und seine Begriffe auszuheitern.

Wie viel Unordnungen, wie viel Zwiespalt, wie viel Blutvergiesen haben nicht bey uns die Religions-Streitigkeiten schon verursachet? Wir machen einen abscheulichen Lermen, um die Erhaltung der Wahrheit: Ein jeder behauptet, daß er solche hätte; man streitet, man disputiret darüber: man schilt, man verdammet, man verfolget sich einander. Dieses ist noch nicht genug; man schmeiset sich auch wohl gar, wenn man kan, einander darüber tod. Solte man nicht die Wissenschaften verwünschen und verbannen, die in der menschlichen Gesellschaft solche Unordnungen und solchen Jammer verursachen? Solte man nicht vielmehr diejenige glückselige Unwissenheit und Einfalt preisen, die Treue und Redlichkeit erhält, und die Menschen zusammen in einer süsen Eintracht verbindet?

Dieses Uebel würde sich nie so weit ausgebreitet haben, wenn der Misbrauch einer so edlen Kunst, als die Buchdruckerey ist, nicht darzu noch mehr Gelegenheit gegeben hätte. Die Zänkereyen der Gelehrten würden unter den Gelehrten geblieben seyn, und nicht zugleich auch das Volk in ihre Secten und Banden mit eingeflochten haben: Es würden nicht so viele Cursus Theologiæ und Catechismi durch den Druck heraus gekommen seyn; welche, indem sie den Glauben lehren sollen, denselben verwirren, wo nicht gar niederreisen. Wie es dann leicht zu bewei-

beweisen stünd, daß bisher dergleichen Schriften in einem halben Jahrhundert mehr, als in der ganzen Zeit vor Christi Geburt an zu rechnen, heraus gekommen sind; daraus man mit wenig Mühe und durch die Kunst der Folgen eines Satzes aus dem andern, wider so viele besondere Religionen machen könte. Der ungeheuren Menge der Streit-Schriften, welche mit der grösten Wuth und Schmähsucht geschrieben sind, nicht einmahl zu gedenken.

In der Rechts-Gelahrheit ist dieser Mißbrauch des Bücherdruckens auf einen gleichen Grad gestiegen, doch haben darinn die verschiede Meynungen nicht solche Zerrüttungen und Spaltungen im gemeinen Wesen, als die Religions-Streitigkeiten, nach sich gezogen.

Ob man in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit, durch die Erfindung der Druckerey, weiter als die Alten, gekommen sey, läßt sich daraus urtheilen, da wir meistens nur dasjenige wieder aufwärmen, was jene durch ihre Scharfsinnigkeit ausgedacht und der Nachwelt hinterlassen haben. Wir bedienen uns bey allem eingebildeten Fortgang der Wissenschaften, doch noch immer dieser verjahrten Wegweiser; und wenn es einer unter uns im Büchern schreiben sehr weit gebracht hat; so erlanget er doch daraus erstlich den grösten Ruhm, wenn man ihm die Ehre erweiset, daß man seine Schriften mit denjenigen der alten Griechen und Lateiner vergleichet; welche unstreitig die Geschicklichkeit besasen, mit einer Zeile mehr zu sagen, als wir öfters

öfters mit vielen mühsam auf einander gearbeiteten Worten, nicht auszudrücken vermögen.

Vom dem bürgerlichen Stand.

Unter dem Wort Bürger werden im allgemeinen Sinn, alle und jede Glieder eines gemeinen Wesens verstanden; Hier aber ist nur die Rede von einem Bürger, der sich entweder mit Kaufmannschaft, oder mit einem Handwerk nähret, und in einer Stadt wohnet.

Die Kaufmannschaft ist wegen ihrer Nutzbarkeit und Nothwendigkeit besonders hoch zu schätzen; und deswegen auch in einem Land bey allen ihren Freyheiten und Bequemlichkeiten mit möglichster Sorgfalt zu erhalten: Sie giebt einem Land Nahrung: Sie erhält darinn den nöthigen Umlauf des Geldes, und ist das sicherste Mittel, solches reich und mächtig zu machen.

Unter allen Lastern, die in einer Republick im Schwang gehen, hat keines eine glücklichere Bedeutung, als wenn die Kaufleute stolz werden und prächtig leben; dieses aber verstund vor einiger Zeit ein sicherer Fürst unrecht. Er hatte verschiedene zur Handlung wohl gelegene Plätze: Es zogen sich viel Kaufleute dahin: Sie erwarben durch ihre Handelschaft und Schiffart grossen Reichthum.

Wo Geld ist, da zeiget sich auch Muth: Die Kaufleute wurden hoffärtig, sie lebten wohl; sie thaten sich hervor. Der Adel wurde darüber eifersichtig. Der Fürst meynte, er wolte die Eitelkeit dieser Leute einschränken: Ein wenig

Policey hätte solches thun können; allein der Fürst wolte auch dabey seine Einkünfte vermehren: Er druckte die Handlung mit neuen Auflagen, er verdoppelte die Zölle, und belegte alle fremde Waaren mit einer unerträglichen Accis. Der Umschlag mit den Ausländern hatte damit ein Ende: Handel und Wandel geriethen in Abnahm. Der Kaufmann wurde demüthiger, und das Land arm. Der Vertrieb der einheimischen Manufacturen war verstopft, das Geld mangelte. Der Fürst wurde es am ersten gewahr: Seine Einkünfte, die er verbessern wolte, kamen sparsamer ein. Das Volk klagte: die Nahrung war gehemmet: Man wolte die Handlung wieder in Gang bringen, allein vergebens; sie war einmahl weg; nicht anders wie ein Flug Vögel, den ein Jäger mit einem Schuß zerstreuet.

Man muß also der Handlung Freyheit lassen; nur darinn muß man sie einschränken, daß Treue und Glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit dabey gehandhabet, und dargegen diejenige Misbräuche, welche schädlich sind, sorgfältigst aus dem Wege geräumet werden.

Eines der grösten Uebel in der Handlung ist der ausgelassene Frevel der Bankeruttirer: Diese sind gleichsam heut zu Tage privilegirte Diebe: Sie stehlen unter dem Schein eines ehrlichen Mannes: Sie machen Figur mit anderer Leute Geld: Sie erwerben sich Freunde mit dem ungerechten Mammon. Sie sind die beste Männer; denn sie schenken alles ihren Weibern: wenn sie

her=

hernach nicht weiter können, so geben sie ihren ehrlichen Namen mit samt der Handlung auf. Sie zahlen niemand; Es heist, sie wären unglücklich gewesen, sie wären um alles kommen, und leben hernach von dem Vermögen ihrer Frauen eben so gemächlich als zuvor.

O schändliches Recht! das solchergestalt den Grund aller Gerechtigkeit durchwühlet, und ihre heiligste Gesetze umstürzet! Man verdammt denjenigen zum Galgen, der aus Noth stielet, und ein Bankeruttirer, der tausend wagt, darunter öfters kaum zehen sein eigen sind; und der für Uebermuth nicht weiß, wie er genug verprassen soll; dem solten die Gesetze noch zu Hülfe kommen, und ihm an statt der wohl verdienten Strafe noch gemächliche Tage verschaffen? O Zeiten! O Sitten!

Die Handwerker haben ihre Zünfte; diese sind nicht ohne Nutzen, wenn sie dadurch Zucht, Ehrbarkeit und gute Ordnungen unter sich erhalten: Ihre Gebräuche aber müssen nicht närrisch seyn, noch andern Menschen zum Nachtheil gereichen. Von dieser Art ist das verkehrte Recht, dessen sich die Handwerks-Leute in gewissen Städten anmasen, daß man alles bey ihnen müsse arbeiten lassen, darbey sie ihre Arbeit über den Werth schätzen, sie mag gerathen seyn oder nicht. Dieses ist wider alle Vernunft und Billigkeit. Der Betrug, der Ubermuth, und die Liederlichkeit der Hanwerks-Leute wird dadurch genahret. Sie vernachläsigen darüber ihre Arbeit, und denken, man müsse ihnen solche

doch bezahlen. Man ist deswegen übel mit diesen Leuten daran: Sie meinen, sie müsten gleichwohl mehr verwohnen: Es seye kostbar in den Städten zu leben: sie müsten solches auf ihre Arbeit schlagen: Allein, welchen Nutzen hat das gemeine Wesen davon, daß solche Leute nur in den Städten sich aufhalten? Was verbindet sie für ein Gesetze, daß sie mehr ausgeben und üppiger leben, als die Leute auf dem Lande? Warum soll man ihnen ihre Arbeit um so viel theurer bezahlen? Meynet man, die Städte würden dadurch in Abnahme kommen? Wie! daß die gröste Städte in Europa, London, Paris, Amsterdam u. s. w. Nahrung genug haben, ohne daß man darinn den Handwerks-Leuten einen solchen ganz ungereimten Vorzug verstattet.

Von dem Bauren-Stand.

Ehedessen war der Feld- und Garten-Bau eine Beschäftigung groser Leute: Fürsten waren Hirten, und Helden pflanzten Bäume. Heut zu Tage ist der Land-Mann die armseligste unter allen Creaturen: Die Bauren sind Sclaven, und ihre Knechte sind von dem Vieh, das sie hüten, kaum noch zu unterscheiden.

Man kommt auf Dörfer, wo die Kinder halb nackend laufen, und die Durchreisende um ein Allmosen anschreyen. Die Eltern haben kaum noch einige Lumpen auf dem Leib, ihre Blöse zu bedecken. Ein Paar magere Küh müssen ihnen das Feld bauen und auch Milch geben. Ihre Scheuren sind leer, und ihre Hütten drohen alle Augenblick über einen Haufen zu fallen:

Sie selbst sehen verkahmt und elend aus; man würde noch mehr Mitleiden mit ihnen haben, wann nicht ein wildes und viehisches Ansehen ein so hartes Schicksal an ihnen zu rechtfertigen schien. Wehe denen Fürsten! die durch ihre Tyranney, durch ihre Wohllüste, und durch ihre üble Haushaltung den Jammer so vieler Menschen verursachen.

Der Bauer wird wie das dumme Vieh in aller Unwissenheit erzogen; Er wird unaufhörlich mit Frohn-Diensten, Boten-Laufen, Treib-Jagen, Schanzen, Graben und dergleichen geängstiget: Er muß von Morgen bis Abend die Aecker durchwühlen; es mag ihn die Hitze brennen, oder die Kälte starr machen. Des Nachts liegt er im Felde, und wird schier zu einem Wild, um das Wild zu scheuen, daß es nicht die Saat plündere: Was dem Wild-Zahn entrissen wird, nimt hernach ein rauher Beamter auf Abtrag der noch rückständigen Schoß- und Steuer-Gelder weg.

Wenn nun hier der nicht minder boßhafte als gequälte Bauers-Mann, seinem Herrn etwas unterschlagen und mit List entwenden kan, so thut er solches mit dem besten Herzen von der Welt; und bildet sich ein, die Gerechtigkeit sey nur ein ausgedachter Vortheil der Grosen, damit sie alles sich zueignen könten; wenn ihm also die Furcht der Strafe nicht bang machte, so würden die zehen Gebote ihn schwerlich von den gröbsten Missethaten zurück halten.

Solche traurige Beschaffenheit hat es heutiges Tages mit demjenigen Stande, der an und

vor sich selbst der allerunschuldigste und nützlichste ist. So sehr aber darinn wider alle natürliche Billigkeit gehandelt wird, da man durch eine unumschränkte Gewalt den grösten Theil der Menschen ins äuserste Elend stürzet, so wenig Vortheil entstehet auch daraus dem Staat. Was kan ein armes Land, was kan ein mageres Feld dem Herrn für Nutzen abwerfen? Heißt das regieren? Heißt das wirthschaften?

Ein groser Fürst, dessen Weisheit ihn noch mehr als seine Crone erhoben hatte, pflegte ehedessen zu sagen: er hätte weder Mangel an Geld, noch an Soldaten, so lange seine Bauern noch silberne Knöpfe auf den Kleidern trügen. Was kan richtiger seyn als dieser Schluß? So lang der Unterthan etwas im Vermögen hat, so lang kan er auch sein Hauswesen ordentlich bestellen, seiner Nahrung nachgehen, seine Felder mit Nutzen bauen, und von allem die Gebühr seinem Landes-Herrn desto ordentlicher entrichten.

Versiehet er etwas gegen die Gesetze, so hat er so viel im Vermögen, daß man ihn dafür bestrafen kan; ohne daß man ihn deswegen darf von seiner Nahrung wegnehmen, und ins Gefängniß sperren; bedrohet ein feindlicher Einfall das Land zu verheeren, so hat er etwas dabey zu verliehren; Er ergreift selbst die Waffen, um sein Vatterland, seinen Herrn und sein eigen Gut zu vertheidigen. Braucht der Fürst Geld, so kan er solches bey seinen eigenen Unterthanen aufnehmen, und hat nicht nöthig, Land und Leut dafür mit hohen Zinsen und groser Gefahr an seine

Nach-

Nachbarn zu versetzen. Endlich, hat der Unterthan etwas im Vermögen, so kan er seinen Kindern auch etwas lernen lassen; Er kan auf diese Weise dem Staat, vernünftige Einwohner, getreue Bürger, und gute Haushalter erziehen.

Diese wichtige Gründe wollen heut zu Tage wenig Fürsten mehr einsehen; sie plündern ihr eigen Land; sie folgen jener spanischen Königin, welche zu sagen pflegte: der Bauer sey reich genug, wenn er eine aus Binsen geflochtene Matrazze zum Lager, und einen groben leinenen Kittel zur Kleidung hätte; weil er sonst, als die boshaftigste von allen Creaturen, nicht zu bändigen wäre; allein, was richtete sie damit aus, als daß endlich ihre Bauren den Pflug verliesen, sich aufs rauben legten, und das ganze Land unsicher machten.

Unselige Fürsten! die ihr euch Helden, Schutz-Engel und Landes-Väter nennen lasset, seyd ihr nicht vielmehr, wann ihr solchen grausamen Regungen folget, und eurer Unterthanen Schweiß und Blut, eurem Uebermuth, eurer Wohllust, und eurer Ueppigkeit aufopfert, der Bezüchtigung jenes Raubers unterworfen, der dem Macedonischen Alexander vorwarf, er sey noch ein weit gröserer Räuber, als er. Solte nicht, wenn ihr ja noch einen GOtt glaubet, die Vorstellung desjenigen Gerichts euch erschüttern, da nach dem gerechtesten Maas, einem jeden soll vergolten werden, was er hier in dieser Welt Gutes und Böses gethan hat?

Die Verbesserung eines Staats ist mit

nichten so schwer, als man sich solche einbildet. Ein kluger Regent darf nur vom Mitleiden gerühret werden, so viele Menschen unter seiner Botmäsigkeit im Elend zu sehen; so ist diese Empfindung schon genug, ihm gute Rathschläge an die Hand zu geben.

Von der Religion.

Die Religion ist eine Erkäntniß GOttes, und derjenigen Pflichten, die wir in Ansehung seiner zu beobachten haben. Sie ist der Grund von aller Glückseligkeit des Menschen: ohne Religion ist kein ehrlicher Mann, keine Tugend, keine Weisheit, kein wahres Gut; und gleichwohl solte man sagen, stiftet die Religion so viel böses: sie stöhret die Eintracht und den Frieden; sie trennet die Gemüther, sie erreget Haß und Feindschaft; sie verursacht Krieg und Blutvergiesen; sie macht die Menschen verwirrt, sie erhitzt die Einbildung mit den seltsamen Vorstellungen; sie entfernet endlich GOtt von uns, und uns von GOtt. Es giebt also eine gute und auch eine böse Religion, Bey den Verkehrten ist sie verkehrt, bey den Gerechten aber gerecht.

Die wahre Religion hat zum Vorwurf die Liebe GOttes, die Reinigkeit unsers Herzens, und die Verbesserung unsers Willens; Die falsche aber ist ein Werk unserer eingebildeten Weisheit, und gründet sich auf leere Begriffe und Meynungen.

Die Religion ist für alle Menschen: keiner, der Vernunft hat, kan leugnen, daß ein GOtt sey. Keiner, der eine Empfindung hat, kan das

Gute hassen, und das Böse lieben; Keiner, der ein Gefühl hat, kan bey sich den heimlichen Richter schweigen machen, der ihn bestrafet, wenn er Böses thut; Keiner, der ein Verlangen hat glückselig zu seyn, kan sich zurück halten, solche bey demjenigen Wesen zu suchen, welches der Ursprung von ihm und von allen Dingen ist.

Diese Bilder, diese Regungen hat die Natur unserer Seelen eingedrückt: sie kan sie nicht von sich ablegen, sie sind ihr immer gegenwärtig, sie leben, sie regen sich in ihr. Wer nicht davon die Spuren bey sich entdecket, der ist ein Unmensch. Sie sind der Saamen, woraus die weitere Begriffe der göttlichen Dinge keimen: sie sind der Grund, worauf auch die geschriebene und offenbarte Wahrheiten in der Religion sich beziehen. Wir können keine andere Begriffe annehmen, als die damit überein kommen: wir können nicht zugleich etwas glauben und nicht glauben.

Diese Erkenntniß GOttes aus der Natur wird kräftig vermehret und in ein helleres Licht gesetzet, wenn wir GOtt lieben, und ihn deswegen näher zu erkennen suchen. Hieraus kömmt der Glaube, welcher darinn bestehet, daß wir uns der Regierung GOttes und den Einflüssen seines Geistes gänzlich überlassen, unser Vertrauen auf ihn setzen, die Wahrheit des Evangelii für Wahrheit erkennen, Christum als unsern Heyland annehmen, und seinen Lehren nachfolgen.

Dieser Glaube ist eine verborgene Wirkung des Geistes: wir können uns solchen weder ge-

ben, noch nehmen: er kommt von oben, sein Ursprung ist ganz göttlich. Mit Zanken und Disputiren wird er nicht erlangt. Durch blose menschliche Vernunft und durch vieles scharfsinnige Nachdenken auch nicht. GOtt zeiget dadurch, daß der Glaube nicht ein Werk unsers Verstandes sey. Wie sehr muß ihm also unser Gezänke mißfallen; da wir mit einem so schwachen Lichtgen, wie unser Verstand ist, seine Werke, seine Absichten und seine ganze Haushaltung beleuchten, und das allergröste Wesen, nach unsern allerkleinsten Begriffen abmessen wollen. Der Hochmuth ist das Gift, so wir noch aus dem Paradiese gebracht haben: es steckt noch in allen Adams-Kindern. Der Verstand des Menschen ist etwas göttliches: er unterscheidet ihn von den Thieren: er will deswegen sich mit dieser Gabe vor allen andern brüsten: man ist auf nichts eifersichtiger: man will, daß andere Menschen diesen Vorzug an uns erkennen, bewundern, ja gar, wenn wir etwas zu sagen haben, sich solchem unterwerfen sollen. O toller Aberwitz! wohin verleiten uns noch die Einbildungen, von unserer eigenen Weisheit?

Man kan zwar die Menschen mit Gewalt zu den Pflichten der Religion zwingen, weil sie dem Gesetz der Natur, der Vernunft und dem Wohlstand eines bürgerlichen Wesens gemäs sind; aber die Begriffe von den verschiedenen Lehr-Sätzen der Religion müssen wir einem jeden frey lassen. Dann die Menschen selbst sind von solchen Dingen nicht Meister: sie können nicht denken und empfinden, wie sie wollen: sie haben

darzu

darzu nicht alle eine gleiche Fähigkeit: der eine hat deutliche, der andere verwirrte und der dritte gar keine Begriffe: das Gesetz der Liebe verbindet uns, mit eines jeden Gebrechen und Schwachheiten Gedult zu haben; warum nicht auch mit den Mängeln des Verstandes?

Die äuserliche Religion macht keinen Christen: Es kommt darauf an, wer den Willen GOttes thut, und im Glauben wandelt. Unsere Spaltungen und Zänkereyen in der Kirchen sind noch immer Früchte unsers Unglaubens. Der Glaube wirket Sanftmuth, Liebe, Demuth, Gedult. Man hasset, man verfolget sich deswegen nicht einander: man jaget keinen darüber von Haus und Hof. Man spannet niemand darüber auf die Galeeren und schmeiset auch niemand darüber tod. **Mein Reich ist nicht von dieser Welt,** spricht der Heyland. Er braucht darzu keine Legionen, keine Roß und Reuter, keine Spiese, Schwerd und Bogen. Sein Reich ist ein geistlich Reich.

Die beste Kirche ist demnach wohl diese: worin wenig Glaubens-Artickel, wenig Ceremonien, wenig Streit-Fragen; und dargegen viel Liebe, viel Einfalt und viele gute Werke, als gewisse Kennzeichen und Früchte des Glaubens sich finden.

Man muß sich aber wohl vorsehen, daß die Gewissens-Freyheit, die man einem jeden lassen muß, nicht bis zur Ruchlosigkeit ausschweife. Also ist die Freyheit des Gottesdienstes auf gewisse vernünftige Regeln zu setzen, wodurch aller offenbaren GOttes-Lästerung, Abgötterey, Schwer-

merey, Entziehung des Gehorsams gegen weltliche Obrigkeit, klüglich muß begegnet werden. Auch muß man die Leute darzu anhalten, daß sie wenigstens sich unterrichten lassen, damit sie nicht ohne alle Erkentniß GOttes und ohn einige Verehrung desselben, wie das dumme wilde Vieh dahin leben.

* * *

Von einem beständigen Frieden in Europa. *

Viele Dinge sind nur deswegen in der Welt unmöglich, weil sie die Menschen nicht möglich machen wollen. Was wäre leichter, als einen allgemeinen Frieden in Europa aufzurichten? Alleine der Eroberungs-Geist, die Heldensucht, und der fast mehrentheils müßige Adel hätten nichts mehr zu thun: man brauchte keine Soldaten mehr, um Länder zu gewinnen, und Städte zu erobern. Die Cronen wären auf den Häuptern derer, die sie tragen und auf ihren Nachkommen gesichert. Die freye Staaten blieben freye Staaten, und ein jedes Volk würde durch seine eigene Gesetze regieret.

Man könte einen allgemeinen Versamlungs-Ort erwehlen, und darinn einen beständigen Friedens-Rath von ungefehr vierzig bis fünfzig Friedens-Richter unterhalten: diese müsten aus allen denjenigen Völkern, die mit in dem allgemeinen Bündniß stünden, durch eine vorhergehende Wahl

* Einen dergleichen Entwurf soll ehedessen der Abbé de S. Pierre in einem Tractat: Projet pour rendre la paix eternelle, weitläuftig ausgeführet haben; ich habe denselben noch nicht gelesen.

Wahl gezogen werden: sie müsten die vortreflichsten Männer ihres Landes seyn: und mit einer gründlichen Vernunft und Einsicht, auch eine gleichmäsige Kenntniß des Natur- und Völker-Rechts verbinden: sie müsten eine genaue Wissenschaft der Europäischen Staaten und ihrer politischen Verfassungen besitzen: sie müsten der vornehmsten Sprachen kündig, insonderheit aber der Lateinischen vollkommen mächtig seyn; weil in derselben alles müste tractiret und ausgefertiget werden; sie müsten vor allen Dingen das Lob der Redlichkeit und einer wahren patriotischen Gesinntheit haben.

Diesen zur allgemeinen Friedens-Versamlung bestimten Ort, müsten die in Europa sich zusammen verbundene Staaten durch ihre Gesandten beschicken, und durch sie die Angelegenheiten ihrer Höfe vortragen lassen. Die Friedens-Richter hingegen müsten solche mit aller Unpartheylichkeit untersuchen, rechtsmäßig erörtern, oder in Ermanglung zulänglicher Urkunden und Beweisen, durch gütliche Vergleiche schlichten. Diese Entscheidung der Friedens-Richter müsten nach den meisten Stimmen gelten, und dadurch ihre völlige Rechts-Kraft erhalten.

Der Ort hierzu müste gros, wohl erbaut, gesund, wohl gelegen, und mit allen nöthigen Lebens-Mitteln, leicht, sicher und wohlfeil versehen seyn. Auch müste derselbe in keinem mächtigen Königreich, sondern in einem freyen Staat sich befinden, und zu einem allgemeinen, niemand in der Welt unterworfenen Friedens-

Platz,

Platz, von den verbundenen Staaten, besonders darzu erkauft werden, und gleichsam der Hof von ganz Europa seyn. Das Regiment und die Policey daselbst, könte unter der Aufsicht der Friedens-Richter, ein gemeiner Stadt-Magistrat versehen.

Wegen dem Rang der Potentaten und Republicken, und daher rührenden Vortritt der Gesandten, könte man sich dahin vergleichen: daß man den ältesten, und in einer ununterbrochenen Abstammung von Königl. Geblüt besezten Thronen, wenn sie zugleich auch die mächtigsten sind, den Rang vor andern, die entweder nicht so alt, oder nicht so mächtig sind, gestattete: diejenige, welche wohl eben so alt, aber nicht so mächtig; oder so mächtig und nicht so alt sind, als jene, behielten zwar mit ihnen gleiches Ansehen und gleiche Hoheit; ihre Gesandten aber wichen den Gesandten der ersten aus Höflichkeit, ohne deswegen der Macht und Würde ihrer eigenen Cronen etwas zu vergeben: diejenige von der ersten Gattung müsten im Ceremoniel, wo ein Vortritt sich äusern solte, mit einander umwechseln; und wo ja ein Gesander dem andern zufälliger oder vorsetzlicher Weise vorgehen solte, so müste doch dadurch dem einen weder etwas genommen, noch dem andern etwas eingeraumet werden. In Betrachtung, daß ein vor allemahl die Gleichheit unter ihnen reguliret wär.

Noch besser könte die Sache dadurch vermittelt werden, wenn die 12. europäische Mächten, welche heut zu Tage Cronen führten, sich

dahin

dahin vergleichen, nach 12. auf einander folgenden Jahren einander den Vortritt zu lassen und solches nach dem Los zu reguliren: also daß das erste Jahr diese, das andere Jahr eine andre, das dritte Jahr wieder eine andere und so fort die Oberhand führte.

Alle und jede Sachen, wie sie bey dieser allgemeinen Friedens-Versamlung, durch Urtheil und Recht, von den darzu bestimten Richtern entschieden, und abgethan würden; müsten ohne allen Widerspruch, für gültig angenommen und vollzogen werden; Im Verweigerungs-Fall aber, wär eine gewisse Executions-Ordnung aufzurichten: vermög welcher die Aussprüche der Friedens-Richter zur Vollziehung müsten gebracht werden: wobey man diejenige für allgemeine Feinde und Friedens-Störer zu achten und anzusehen hätte, die sich dieser einmahl beliebten Ordnung mit Frevel, Empörung und Gewalt widersetzen wolten.

Alle und jede Erbfolgen woraus die meiste Kriege entstehen, müsten auf eine sichere und beständig fortdaurende Art, mit und unter allen Staaten vorhero ausgemacht und reguliret werden; also und dergestalt, daß man vor einem jeden sich ereignenden Sterb-Fall bereits voraus wissen könte, auf welche Person oder Stamm-Linie dieses oder jenes Reich, Fürstenthum oder Land fiel. Wie dann zu dem Ende keine Heyrath unter den Durchlauchtigen und regierenden Häusern könte und müste

ste geschlossen werden; bevor die Erbfolgen der Staaten und Länder festgesetzt, und davon der Friedens-Versammlung, als von einer Sache, welche die Erhaltung der gemeinen Ruhe betrift, die nöthige Eröfnung geschehen ist.

Die Handelschaft der Völker in die entlegene Länder: die freye Seefahrt, welche sich einige vor den andern anmasen: die Rechte der Zölle, des Stapels, des Strandes, der Contrebanden und dergleichen, wären auch noch solche Puncten, die vorher müsten ausgemacht werden zu regulieren.

Die Verbindung einiger mächtigen Häuser in Europa könte dergleichen Vorschläge möglich machen, sie könten sich dadurch gesamter Hand gegen fremde Gewalt einander schützen, ihre eigene Staaten und Provinzen aber in Ruhe beherrschen.

* * *

Daß im übrigen diese kurze Vorschläge, welche die Verbesserung des Staats betreffen, einer weitläuftigern Ausführung bedürfen, ist man nicht in Abrede: Man müste aber so dann einen gewissen Staat allein zum Vorwurf haben, und die Zueignung darauf ins besondere richten; GOTT bessere unterdessen die Menschen und die Zeiten, denn das Verderben ist fast allgemein.

E N D E.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Loen, Johann Michael von,

Entwurf einer Staats-Kunst

Frankfurt u.a. 1751

Pol.g. 547
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769775-5
VD18 14613042-001